

Tönnies-Forum



Rundbrief



der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.

Inhalt

3 Editorial | 5 Spengler und Tönnies, *Arno Bammé* | 18 Tragisches Bewußtsein und sozialer Pessimismus als wissenschaftliche Erkenntnisvoraussetzung: Alfred Meusel und Ferdinand Tönnies, *Alexander Wierzock* | 38 Alfred Meusel im Kreis um Ferdinand Tönnies. Eine Nachbetrachtung, *Alexander Wierzock* | 45 Ferdinand Tönnies – ein vergessener Kriminalsoziologe, *Jürgen Oetting* | 52 Das Verbrechen als soziale Erscheinung, *Ferdinand Tönnies* | 63 Aussagen von Ferdinand Tönnies, *Uwe Carstens*

Tönnies-Forum
Heft 1, 2018

Editorial	3
<i>Arno Bammé</i>	
Spengler und Tönnies	5
<i>Alexander Wierzock</i>	
Tragisches Bewußtsein und sozialer Pessimismus als wissenschaftliche Erkenntnisvoraussetzung: Alfred Meusel und Ferdinand Tönnies	18
<i>Alexander Wierzock</i>	
Alfred Meusel im Kreis um Ferdinand Tönnies. Eine Nachbetrachtung	38
<i>Jürgen Oetting</i>	
Ferdinand Tönnies – ein vergessener Kriminalsoziologe	45
<i>Ferdinand Tönnies</i>	
Das Verbrechen als soziale Erscheinung	52
<i>Uwe Carstens</i>	
Aussagen von Ferdinand Tönnies	63

Impressum Tönnies-Forum. Rundbrief der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V. für ihre Mitglieder und Freunde. Erscheint mindestens zweimal jährlich. Der Bezug ist für Mitglieder im Jahresbeitrag enthalten, Nichtmitglieder können das Tönnies-Forum als Einzelheft (EUR 8,00) oder +im Jahres-Abonnement (EUR 16,00) erwerben.

Herausgegeben von Dr. Uwe Carstens, M.A. (v.i.S.d.P.),
Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V., Freiligrathstraße 11, D-24116 Kiel
Tel. +49 (0)431-55 11 07 / Fax +49 (0)431-55 29 93.

E-mail ftg-kiel@t-online.de / FTG im Internet: <http://ftg-kiel.de>

2018, 27. Jahrgang, Heft 1

ISSN 0942-0843

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser, liebe Freundinnen und Freunde der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft.

„Frühling lässt sein blaues Band, wieder flattern durch die Lüfte“ – schon Eduard Mörike feierte die erste Jahreszeit in seinem bekannten Gedicht „Er ist's“. Das Thermometer zeigt allerdings gerade 4 Grad an, das ist sogar noch unter dem „Vegetationstag“, der bei 5 Grad beginnt. Also halten wir uns an den Frühlingsglaube von Ludwig Uhland, wo es am Schluß jeder Strophe heißt: „Nun muß sich alles, alles wenden.“

Wir beginnen den ersten Band des Forums im Jahre 2018 mit einer Arbeit des Soziologen und Didaktikers Arno Bammé. Seit 2011 leitet Bammé die Ferdinand-Tönnies-Arbeitsstelle in Klagenfurt und seit 2012 gibt er Schriften von Ferdinand Tönnies heraus. Bammé setzt sich in dem 2017 erschienenen Werk „Die Apokalypse denken, um den Ernstfall zu verhindern. Unheilsprophetie von Spengler bis Sloterdijk“ auch in diesem Text mit der Beziehung Spengler / Tönnies auseinander. Im Jahre 1918 erschien der erste Band von Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ – und traf den pessimistischen Zeitgeist zu Ende des Ersten Weltkrieges. Kein deutsches Werk über Geschichte hat ein ähnlich starkes und anhaltendes Echo gefunden. Begeisterte Zustimmung fand es in der historisch interessierten Leserschaft, während die Fachwelt mit wenigen Ausnahmen distanziert reagierte. An Ferdinand Tönnies anknüpfend wendet Spengler dessen Unterscheidung von Kultur und Zivilisation an und betont Tönnies Analysen eines zivilisatorischen Endes der westlichen, vom Kapitalismus beherrschten Kultur. Dieser wehrte sich jedoch stets gegen das Etikett eines „Pessimisten“, da er einen – wenngleich skeptischen – Reformismus als immer anzustrebenden Ausweg ansah.

Zwei Texte von dem wissenschaftlichen Mitarbeiter am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen und Doktorand an der Humboldt-Universität zu Berlin über Ferdinand Tönnies und Alfred Meusel folgen. Der Soziologe und Historiker Alfred Meusel, der 1922 bei Bernhard Harms promoviert wurde, gehörte dem Freundes- und Schülerkreis um Ferdinand Tönnies an. Zu Meusels zahlreichen Leistungen und Positionen zählen u.a. die Mitgründung der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ im Jahre 1953 und die Leitung des Museums für deutsche Geschichte. Der inhaltliche Schwerpunkt der Texte liegt dabei neben der Beschäftigung Meusels mit dem tragischen Bewußtsein, welches sich gegen den zu seiner Zeit stark ausgeprägten Fortschrittsgedanken, den Determinismus sowie den Glauben an die Vernunftvorherrschaft richtete, insbesondere auf der frühen Freundschaft zu Ferdinand Tönnies, der Meusels wissenschaftliches Selbstverständnis maßgeblich beeinflusste. Er verdankte Tönnies auch seine Hilfsassistentenstelle am Volkswirtschaftlichen Institut der TH Aachen, dessen Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre er ab 1922 provisorisch übernahm. Im Mai 1930 wurde er zum Ordinarius für Volkswirtschaftslehre und Soziologie ernannt, was Meusel zu einem der jüngsten Lehrstuhlinhaber in der Weimarer Republik machte, bis ihm 1933 aufgrund seiner politischen Einstellung die Lehrerlaubnis entzogen wurde und ihn schließlich zur Emigration nach Großbritannien zwang.

Der Sozialwissenschaftler und Kriminologe Jürgen Oetting erinnert in seiner Arbeit an einen Forschungsbereich von Ferdinand Tönnies, der selbst vielen Tönnies-Kennern unbekannt ist. Dabei hat Tönnies mehrere Untersuchungen zum Thema Kriminalität vorgelegt, wie zum Beispiel „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“ (im Übrigen hat ebenfalls Karl Marx 1842 Beiträge zur Debatte über das Holzdiebstahlsgesetz veröffentlicht). Die Kriminalsoziologie gilt innerhalb der deutschsprachigen Mainstreamkriminologie als ein Teilbereich der Soziologie und als Bezugswissenschaft der Kriminologie. Die Ursprünge der Kriminalsoziologie werden mit einigem Recht in Frankreich (und Belgien) gesehen (André-Michel Guerry, Adolphe Quetelet, Émile Durkheim). Im 20. Jahrhundert war es vor allem die US-Amerikanische Soziologie, die Kriminalität und kriminelle Handlungen thematisierte. Die aus verschiedenen theoretischen Perspektiven hervorgegangenen Untersuchungen führten zur Koexistenz einer Vielzahl von Erklärungsansätzen, die man in den vergangenen Jahren mit neuen integrativen Ansätzen zu verbinden versucht. Auch der möglicherweise erste Kriminalfall ist uns geläufig.

Der spätere Nobelpreisträger John Steinbeck (Nobelpreis für Literatur 1962) veröffentlichte 1952 den Roman „Jenseits von Eden“ (East of Eden), der sich zu einem Bestseller entwickelte. „Jenseits von „Eden“ greift die biblische Geschichte von Kain und Abel auf. Cal (Kain) erschlägt Aaron (Abel), weil er glaubt, Gott bevorzuge die Opfergaben seines Bruders. Kain – das Urbild des Mörders aus Eifersucht. „So ging Kain hinweg von dem Angesicht des Herrn und wohnte jenseits von Eden“. Damit kommt im Alten Testament das Kapitalverbrechen in die Welt. Anscheinend gehören Gewaltverbrechen zum ewigen Gepäck der Menschheit. Sie sind für unsere Spezies so selbstverständlich wie der aufrechte Gang oder der sonntägliche Tatort.

Es ist natürlich nicht überraschend, dass dieses Thema mit einem Tönnies-Text abgeschlossen wird. „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“ erschien 1895 im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik und zeugt von der intensiven Auseinandersetzung Tönnies mit dieser Thematik. Jürgen Oetting bezieht sich in seinem Artikel ebenfalls auf diesen Text.

Markante „Aussagen von Ferdinand Tönnies“ setzen gewissermaßen einen Abschlusspunkt unter die breit gefächerte Thematik dieses Forums.

Ich wünsche Ihnen und mir einen baldigen Frühling und eine gute Zeit.

Kiel, im April 2018

Dr. Uwe Carstens

Spengler und Tönnies¹

Arno Bammé

2018 jährt sich zum 100. Mal die Veröffentlichung des ersten Bandes von Oswald Spenglers Monumentalwerk „Der Untergang des Abendlandes“, die letzte große Metaphysik von Bedeutung. Spengler war neben Ernst Jünger, Carl Schmitt und Gottfried Benn einer der führenden Köpfe der „Konservativen Revolution“ im Deutschland der Zwischenkriegszeit (Mohler 1989; Siefert 1995) und gilt zu Recht als einer der umstrittensten Geister seiner Epoche. Obwohl er in seinem Kulturrelativismus die postmoderne Kritik am Eurozentrismus vorweggenommen hat, blieb er letztlich befangen im Denken seiner Zeit. Gleichwohl hält ein so kritischer Sozialphilosoph wie Theodor W. Adorno (1997, Bd. 10.1 und 20.1) es auch heute noch für notwendig, sich mit Spengler auseinanderzusetzen, einmal um die Stichhaltigkeit seiner Aussagen zu überprüfen, denn immerhin hätten einige sich bestätigt, zum anderen weil eine wirkliche Auseinandersetzung mit seinem Werk auf vergleichbar anspruchsvollem Niveau noch kaum stattgefunden habe. (1997, Bd. 20.1, S. 142 ff.).

Spengler benennt drei innergesellschaftliche Faktoren, die zum Untergang der abendländischen Kultur führen: (1) Die gesellschaftlichen Eliten werden ihrer sozialhistorischen Aufgabe nicht mehr gerecht, insbesondere verstehen sie nicht, die technologische Entwicklungsdynamik zu steuern und zu gestalten; (2) das Volk rebelliert gegen immer unerträglichere Daseinsbedingungen, ist aber unfähig zu einer eigenen Machtpolitik; (3) aus kurzfristigen Profitmotiven heraus verlagern die abendländischen Metropolen ihre Wissenschaft und Technik an die Peripherie, was zum Verlust ihrer Macht und zu struktureller Arbeitslosigkeit in den Metropolen führt. Die Folgen sind desaströs. Im Binnenraum der Gesellschaft verwandelt sich die Demokratie in eine Plutokratie, in die Herrschaft des Geldes. Verschleiert wird dieser Transformationsprozess durch tagespolitische Wahlkampfmanöver und Medien, die eine trügerische Öffentlichkeit inszenieren. Hinter dem Geld stehen die Magnaten, so dass die Auseinandersetzungen der Parteien im Parlament zur bloßen Fassade der eigentlichen Interessenkämpfe kleiner kapitalistischer Eliten verkommen, in denen es vor allem um Konflikte zwischen Industrie- und Finanzkapital geht (1931, S. 57 ff.). Schließlich treten die sozialen Widersprüche und Anomien so offen zu Tage, dass die Volksmassen revoltieren. Es beginnt die Herrschaft der Demagogen und Diktatoren. Die Politik siegt über die Ökonomie. Am Ende wird die Macht in reiner, klarer Form das politische Tagesgeschehen an sich reißen: als Cäsarismus. Charismatische Führer werden sie verkörpern (1972, S. 1061, 1080 und passim). Max Weber wird daraus später (1922) den soziologischen Typus der charismatischen Herrschaft entwickeln. Entscheidend für Adorno ist, dass Spengler in seiner „Morphologie der Weltgeschichte“ vieles von dem vorweggenommen hat, was dann

¹ Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um das ergänzte und bearbeitete Unterkapitel 4.3 der bei Metropolis in Marburg 2017 erschienenen Monographie „Die Apokalypse denken, um den Ernstfall zu verhindern. Unheilsprophetie von Spengler bis Sloterdijk“.

zwanzig Jahre später von Hitler und Goebbels realisiert wurde: „Spengler hat Goebbels prophezeit“ (1997, Bd. 10.1, S. 52).

Für Spengler verschafft sich die Symbolkraft des im Finanzkapital gebundenen Geldes, das sich in seiner Eigendynamik immer stärker von der Realwirtschaft abkoppelt (Hilferding 1910), soziale Gestaltungsmacht weit über den eigentlichen Bereich der Ökonomie hinaus, ein Entwicklungsphänomen, das seinen historischen Ursprung im systematischen Warentausch der nachhomerischen Griechen hat. „Geist“ im abendländischen Sinne schrankenloser Autonomie, ein zentraler, wenngleich unbegriffener Topos tradierten philosophischen Denkens, kann es für Spengler nur im Zusammenhang mit der abstrakt gedachten Einheit des Geldes geben, eine Einsicht, die ein halbes Jahrhundert später durch Alfred Sohn-Rethel in seiner „Soziologie der Erkenntnis“ (1985) ihre gesellschafts- und zugleich wissenschaftstheoretische Fundierung erfährt (1970), eine Einsicht im Übrigen, die sich ansatzweise bereits (1887 und 1906) bei Tönnies findet (2011, S. 54f., 65 ff., 140 ff., 2017, S. 71f.). Sowohl Spengler, Tönnies und Sohn-Rethel folgen in dieser Hinsicht einem *kommunikationstheoretischen Paradigma* (Krüger 1990), anders als Marx, der seinen Analysen ein *produktionstheoretisches Paradigma* zugrunde legt. Während erstere eher einem allgemeinen kulturanthropologischen Erkenntnisinteresse verpflichtet sind, geht es Marx, wesentlich konkreter, vor allem um die sozialökonomischen Bewegungsgesetze der bürgerlichen Gesellschaft.

Die letzte Phase der abendländischen Kultur bezeichnet Spengler als Zivilisation. Sie ist geprägt durch Rationalismus, durch Materialismus und durch Irreligiosität; durch Zusammenbruch der Moral; durch Zivilisationskriege und Vernichtungskämpfe; durch Imperialismus und formlose Gewalt. Ebenso wie für Tönnies (2017, S. 328 ff.) gehört auch für Spengler dem Sozialismus die Zukunft, aber es soll ein preußisch disziplinierter, geordneter Sozialismus sein (1920), um dem Abendland einen würdigen Abgang zu ermöglichen. Sozialismus war für Spengler kein materialistisches Wirtschaftsprinzip, sondern eine ethische Grundhaltung. Den Bolschewismus in Russland sah er als Fehlgeburt an, als Übergangsphänomen von kurzer Dauer. Preußischer Sozialismus, das war für ihn die Durchsetzung einer besonderen Gesellschaftsordnung, in der sich kartellierte Großindustrie, bürokratischer Staat und organisierte Volksgemeinschaft zu einer Synthese zusammenschließen.

Wenn *aus soziologischer Sicht* überhaupt Kritik an Spengler geübt wurde, seinerzeit insbesondere von Götz Briefs (1920), dann vor allem daran, dass ein Bruch bestehe zwischen seiner allgemeinen Geschichtsmetaphysik in langfristiger Betrachtung und den daraus abgeleiteten, aktuell zeitbezogenen Analysen (1920, 1931, 1937), die sich als Einmischung in das tagespolitische Geschehen verstanden wissen wollten. Vor der Vermischung beider Perspektiven, der langfristigen „astronomischen“ und der kurzfristigen „praktischen“ hatte immer wieder Tönnies schon gewarnt: Man dürfe die Betrachtung großer historischer Zusammenhänge nicht unvermittelt in den Dienst alltäglicher Obliegenheiten stellen (2017, S. 429).

Briefs war, soweit ich es überblicke, der einzige Soziologe, der die Begriffsarchitektur Spenglers in differenzierter Weise einer Kritik unterzogen hat. Er widmete ihr immerhin ein ganzes Buch. Aber die Spengler-Studie von Briefs ist noch aus einem ande-

ren Grund von aktuellem Interesse. Briefs vermutet, dass Spengler in Tönnies' „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1887) sowohl ein Vorbild als auch eine Vorlage für seine Konzeption gefunden habe, auch wenn er selbst behauptet: „Zum ersten Male werden hier die beiden Worte (Kultur und Zivilisation), die bis jetzt einen unbestimmten Unterschied ethischer Art zu bezeichnen hatten, in periodischem Sinne, als Ausdruck für ein strenges und notwendiges organisches Nacheinander gefasst“ (Spengler 1972, S. 43). Briefs verweist darauf, dass Tönnies „diese Unterscheidung lange vor Spengler scharf und deutlich herausentwickelt“ habe, „mit genau demselben pessimistischen Vorzeichen und der gleichen Parallele von Zivilisation und Sozialismus.“ Und er fügt hinzu: „Ganz zufällig können so weitgehende fundamentale Gemeinsamkeiten kaum sein“ (Briefs 1920, S. 47). Dieser letzte Satz lässt zwei Deutungen zu: Entweder lag das Begriffskonstrukt sowohl von Spengler als auch von Tönnies in der Luft, weil die Zeit reif dafür war. Die Realität drängte gleichsam zum Begriff. Oder Spengler hatte Tönnies rezipiert, ohne explizit Bezug auf ihn zu nehmen. Briefs scheint von letzterem auszugehen. Jedenfalls war Briefs einer der ersten, dem diese Ähnlichkeit der beiden Begriffsarchitekturen auffiel. Weitere folgten ihm darin.

Einer von ihnen war der Münchner Kultur- und Technikphilosoph Manfred Schröter, neben Anton Koktanek zweifellos einer der besten Kenner des Spenglerschen Werkes. In seiner Monographie „Der Streit um Spengler“, eine „Kritik seiner Kritiker“, erschienen 1922, verweist auch er auf die frappierende Ähnlichkeit beider Begriffsarchitekturen. Doch, gibt er relativierend zu bedenken, „gleichgültig, ob nun Spengler (wie Briefs anzunehmen scheint) das Werk Tönnies' gekannt hat oder nicht – hier liegen zwei so völlig originale, persönlich geschlossene und eigenartig bedeutende Ausgestaltungen einer einzelnen genialen, gedanklichen Unterscheidung vor (des genetischen Wesensunterschiedes von Kultur und Zivilisation), dass ihre sich ergänzende Zweierheit nur dankbar zu begrüßen ist. Ein jeder von ihnen ist schöpferisch aus der Fülle des Selbsterschauten. Tönnies ist dabei, trotz meisterhafter Beherrschung seines national-ökonomischen und kulturkritischen Materials, mehr Dialektiker, auch viel abstrakter als der anschaulichere und diese Einzellinie seinem reichhaltigen Gewebe vielbedeutsam eingliedernde Spengler. Dies ist auch wohl der Grund, dass Tönnies' Werk der Allgemeinheit nahezu verborgen bleiben konnte und dass seine tiefgreifende Unterscheidung von »Gemeinschaft und Gesellschaft«, »Wesenwille und Willkür«, von Volkskultur und Zivilisation des Staatstums, wie seine Formenlehre von Familie, Dorf, Stadt, Großstadt, Weltstadt und dem langsamen Zerfallsprozess von ursprünglichem Kommunismus über den Individualismus bis zum internationalen, schließlich sich und die Kultur auflösenden Arbeitersozialismus mit dem prophetischen Pessimismus seiner Schlusskapitel jetzt erst, nach der aufrüttelnden Wirkung Spenglers neue und verständnisvolle Leser finden wird“ (1922, S. 79). Ausführlich zitiert Schröter zwei längere Passagen aus der Erstauflage von „Gemeinschaft und Gesellschaft“, um auf die Nähe entsprechender Ausführungen Spenglers hinzuweisen, zum einen über das Verhältnis des weltstädtischen Proletariats zum „wirklichen Staat“ („Ergebnis und Ausblick“, § 6, S. 288), zum anderen aus der Schlusspassage des Kapitels über „Kommunismus und Sozialismus“ (§ 9, S. 294). 1949, in einer „Kulturkritischen Studie über Oswald Spengler“ mit dem Titel „Metaphysik des Untergangs“, kommt Schröter unter Verwendung dieser beiden Zitate noch

einmal auf die „merkwürdige Entsprechung“ der Texte von Spengler und Tönnies zu sprechen, ohne allerdings neue Erkenntnisse hinzuzufügen (S. 88).

Wiederum vier Dezennien später ging der Soziologe Cornelius Bickel der „partiellen Analogie“ beider Begriffsarchitekturen nach, wobei es ihm vor allem um die „kategorialen Differenzen“ zu tun ist, die sich hinter den so offensichtlich vorscheinenden Gemeinsamkeiten verbergen. „Beide“, und darin stimmen sie Bickel zufolge durchaus überein, „heben die Verarmung der kulturschöpferischen Kräfte hervor, die mit der Herrschaft der technisch-industriellen Welt verbunden ist.“ Und beide halten, ganz im Gegensatz zu einer rückwärtsgewandten Lebensphilosophie etwa eines Ludwig Klages, fest „an der Moderne, deren politisch-praktische Probleme ohne Ausweichbewegungen zurück in traditionelle Geborgenheiten in Angriff genommen werden, und deren faszinierende Möglichkeiten ergriffen werden müssen. Beides – die Bewährung an den politischen Aufgaben und die Ausschöpfung der neuen Möglichkeiten – sieht Tönnies aber ganz im Licht seiner rationalen, bewusst an den Werten der Aufklärung festhaltenden Perspektive: Sozialreformen und wissenschaftlicher Fortschritt müssen gegen alle reaktionären Behinderungen durchgesetzt werden. Spengler dagegen sieht die Moderne nicht mehr in einem Filiationsverhältnis zur Entstehungsphase im 17. Jahrhundert. Mit den Mitteln seiner kulturmorphologischen Analogiebildung deutet er sie als strukturell »gleichzeitiges« Gegenstück zur Spätantike und sieht in ihr einen Kult der Tatsachen, der technischen Effizienz, der militärischen Expansion [...], verbunden mit neu aufgebrochenen Atavismen präkultureller Seelenlagen“ (Bickel 1991, S. 291, ferner 1987, S. 138 ff.). Allerdings gibt es bei Tönnies durchaus Textpassagen, die denen Spenglers in ihrer inhaltlichen Aussage sehr nahe kommen, etwa wenn er die südlich-europäischen, antiken Kulturmassen und Volksschichten, welche in Athen ihr höchstes Leben, in Rom ihren Tod gefunden haben, vergleicht mit den späteren nordeuropäischen, modernen und bei all ihrer ungeheuren Verschiedenheit der Tatsachen und Bedingungen doch gleichartige Entwicklungen zu entdecken glaubt (2017, S. 329, also jene Passage, auf die Schröter sich bezieht). Bickel selbst räumt ein, dass „in Tönnies' Kulturtheorie und Vernunftkritik gelegentlich Anklänge an die Vorstellung einer Kulturseele aufzutauchen scheinen“ (1991, S. 292); er will jedoch auf etwas völlig anderes als Spengler, auf etwas für ihn Wichtigeres hinaus. Ihm geht es gerade um die Überwindung einer obsoleten, in irrationalen Seelenschichten wurzelnden vorwissenschaftlichen Metaphysik. Dadurch, dass Spengler den Kult der Tatsachen, der technischen Effizienz, der militärischen Expansion verknüpft mit den neu aufgebrochenen Atavismen präkultureller Seelenlagen, „nimmt er in gewisser Weise die realhistorische Verbindung dieser Faktoren im Faschismus intellektuell vorweg. Sich den Aufgaben der Gegenwart stellen, heißt für Spengler demgemäß auch etwas Anderes als für Tönnies: Spenglers Ressentiment gegen den Intellekt, den er machtpolitischen Instrumentalisierungen hilflos ausgesetzt sieht, lässt für das Tönnies'sche Postulat einer wissenschaftlichen Weltorientierung überhaupt keinen Platz.“ Darin besteht „die grundsätzliche Kluft, die Tönnies' geschichtsphilosophischen Pessimismus und seine skeptisch melancholische Kulturkritik von den Strömungen der neukonservativen Gegenauflklärung trennen“. In „seiner Begründung der Soziologie als Wissenschaft enthält seine psychologische Konzeption die modernen Prinzipien des me-

thodologischen Individualismus und der empirischen Transformation sozial-philosophischer Bestände durch »Prozessualisierung«, nämlich durch Umdeutung in eine Kette einzelner, empirisch greifbarer Willensakte.“ Dadurch gelingt es Tönnies, „die nicht-analytische Rationalität von allen metaphysischen Deutungen, vor allem von romantisch inspirierten Deutungen im Sinne »still-wirkender Kräfte« zu befreien und dennoch ihrer Besonderheit gerecht zu werden.“ Tönnies steht so „nie in der Gefahr, sich in einen lebensphilosophischen Irrationalismus zu verlieren“ (ebd.).

Tönnies selbst übrigens hat verschiedentlich zu Spengler Stellung bezogen, wenn gleich nur ganz kurz und förmlich, inhaltlich überhaupt nicht. Bedauernd nimmt er zur Kenntnis, dass jetzt mit großer öffentlicher Anteilnahme bedacht werde, was sich bei ihm schon 35 Jahre früher ausgesprochen finde, freilich nicht auf literarische und kulturphilosophische, sondern auf wissenschaftliche Art: die Prognose des Untergangs der westlichen Industriegesellschaft innerhalb des historischen Zeitraums eines halben Jahrtausends. „Der »Untergang des Abendlandes« ist als Titel eines rasch berühmt gewordenen Buches auf die Lippen unzähliger Menschen gekommen, die von Erwägungen und Bedenken dieser Art sich kaum etwas träumen ließen. – Gereiften Männern und Frauen sollte man nicht nötig haben zu sagen, dass zur Betrachtung großer historischer Zusammenhänge, wie der höchsten metaphysischen Fragen (soweit solche der Betrachtung wert sind) eine ernste Weihestimmung erfordert wird, die den Obliegenheiten des alltäglichen Lebens keinen Eintrag tun muss, so wenig wie sie durch diese sich stören lassen darf“ (Vorrede zur vierten und fünften Auflage, 1922, S. VI; jetzt 2017, S. 429). In der zweiten Auflage der Selbstdarstellung von 1923 kommt er noch einmal darauf zurück: „So ist es denn kein Wunder, dass ein Gedanke, dem vor dreißig bis vierzig Jahren ein mitleidiges Lächeln zuteilwurde, heute als »Untergang des Abendlandes« bewundert und gepriesen, zur Tagesmode geworden ist“ (S. 238). Auf Spengler kommt er nur noch zweimal kurz zurück, im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit der Geschichtsphilosophie von Ernst Troeltsch (1925, S. 165, S. 175). Bickel stellt mit Verwunderung fest, dass Tönnies in seinen Bezügen zu Spengler nicht nur die grundsätzlichen und extremen politischen Gegensätze, die ihn von Spengler trennen, übergeht, sondern auch die anderen philosophischen Grundlagen der Spenglerschen Kulturphilosophie: „Auf die völlig unterschiedlichen Voraussetzungen von Spenglers kulturmorphologischer Theorie des symbolischen Ausdrucks historischer Lebensströme und auf die seinen eigenen sozialreformerischen Prinzipien radikal entgegengesetzte Propagierung einer politisch-militärischen Expansionspolitik, die Spengler an seine entrückt anmutenden lebensphilosophischen Kategorien knüpft, geht Tönnies sonderbarerweise überhaupt nicht ein. Tönnies' sozialwissenschaftlich begründete und sozialreformerisch gemäßigte »Untergangs«-Prognose ist gleichsam kategorial von Spenglers ressentimenthaftem Anti-Intellektualismus und seiner autoritären Machtstaatsprogrammatisierung getrennt“ (1991, S. 291).

Weil die vergleichende Analyse von Goetz Briefs die bei weitem differenzierteste Argumentation in dieser Sache darstellt, sei sie hier ausführlich und weitgehend wörtlich wiedergegeben.

Briefs, wie gesagt, ging offensichtlich davon aus, dass Spengler die Begriffsarchitek-

tur von Tönnies kannte, denn: „Die Scheidung und die strenge begriffliche Auseinanderhaltung von Gemeinschaft und Gesellschaft, von »Wesenwille« und »Willkür«, von Kultur und Zivilisation, die eindringende Darstellung der auseinanderfallenden Lebensverhalte von Gemeinschaft und Gesellschaft, der Daseinsformen von Familie, Dorf, Stadt, Großstadt, das sind Dinge, die durch die Tönnies'sche Arbeit bekannt und geläufig wurden. Von Tönnies aus verstehen wir [...], wie Spengler zu der Wendung kam, das Zivilisationszeitalter des abendländischen Kulturkreises als Sozialismus zu bezeichnen und seine Idee des preußischen Sozialismus zu erfassen. Im Schlusskapitel »Ergebnis und Ausblick« (§ 9, S. 308) fasst Tönnies die ganze Bewegung der Entwicklung von Gemeinschaft und Gesellschaft als Tendenz von »ursprünglichem (einfachem, familienhaftem) Kommunismus und daraus hervorgehendem, darin bestehendem (dörflich-städtischem) Individualismus zum unabhängigen (großstädtisch-universellen) Individualismus und dadurch gesetztem (staatlichem oder internationalem) Sozialismus. Dieser ist schon mit dem Begriff der Gesellschaft vorhanden, wenn auch zunächst nur in der Form des tatsächlichen Zusammenhanges aller kapitalistischen Potenzen und des Staates, der, wie in ihrem Mandate, die Ordnung des Verkehrs erhält und befördert, allmählich aber übergehend in die Versuche, durch den Mechanismus des Staates den Verkehr und die Arbeit selber einheitlich zu lenken, deren Durchführung jedoch die gesamte Gesellschaft und ihre Zivilisation aufheben würde [...]«. Und dann die Auffassung dieses Sozialismus als einer Verfallserscheinung: »Wir denken [...] die gesamte Entwicklung der germanischen Kultur, welche auf den Trümmern des römischen Reiches und als dessen Erbin, mit dem allgemein werdenden Bekenntnis zur christlichen Religion, unter der befruchtenden Macht der Kirche sich erhob, als in beständigem Fortgang zugleich und Untergang begriffen, und darin eben jene Gegensätze aus sich erzeugend, welche der gegebenen Ansicht unterliegen« (S. 309). Die Parallele dieser abendländischen Entwicklung sieht Tönnies in jenen »Kulturmassen und Volksschichten [...], von welchen wir eine »astronomische« Kenntnis zu haben glauben dürfen: der früheren, südlich-europäischen, antiken, welche in Athen ihr höchstes Leben, in Rom ihren Tod gefunden hat [...]« (S. 308). »Wir entdecken diese gleichartigen Entwicklungen unter einer ungeheuren Verschiedenheit der Tatsachen und Bedingungen, und innerhalb des allgemeinen gleichmäßigen Verlaufs, zu welchem alle Elemente beitragen, hat jedes der Elemente seine verborgene, eigentümliche Geschichte [...]« (S. 309)“ (Briefs, a.a.O., S. 48f.).

Für Briefs „sind damit wichtigste Elemente des Spenglerschen geschichtsphilosophischen Denkens beisammen: die Idee, in sich geschlossene Kulturkreise – nicht das bandwurmartige Aneinanderspinnen von Jahreszahlen und Ereignissen – seien Gestalt der Geschichte, liegt dem modernen Mathematiker und Physiker von Seiten des Einsteinschen Relativitätsprinzips nahe. Nietzsches Gedankenwelt schlägt in der Bejahung des Werdens, des Gegensatzes und Kampfes, deutlich durch; im Stil des Denkens spürt man ihn wie in tausend kleinen Zügen. Bergsons Begriff der schöpferischen Entwicklung, Diltheys Kulturphilosophie, vor allem Goethes viel berufene Art der Schau in Welt und Leben sind die Ahnen – bei weitem nicht die einzigen – des Spenglerschen Geistes. Die Auffassung der Kultur als »organisches«, das heißt blühendes und vergehendes Leben ist seit den Tagen der Romantik bekannt, aber erst durch neuere Soziologen und zumal

durch Tönnies geläufig geworden. Von Tönnies her rührt dann auch die Gegensatzfassung von »Kultur« (Zeitalter der Gemeinschaft) und »Zivilisation« (Zeitalter der Gesellschaft) – und da Gesellschaft und Zivilisation für Spengler wie für Tönnies Gestalten des Ausgangs und zuletzt des Untergangs sind, wird Sozialismus von selbst, ganz im Gegensatz zu seinem eigenen Bewusstsein, eine minuswertige, geschichtliche Erscheinung – keine Gestalt der Zukunft, keine Erfüllung, sondern Gestalt des Untergangs. Sozialismus ist für Tönnies das Korrektiv gegen die »Willkür«, die im Zeitalter des unabhängigen (großstädtisch universellen) Individualismus die Gesellschaft zu sprengen droht. Überall wo »Gemeinschaft« lebendig blieb, fasst der unabhängige Individualismus keinen guten Boden, entsprechend auch nicht sein Korrelat, der Sozialismus. Es hat einen guten Sinn, wenn Tönnies den Sozialismus als Begleiterscheinung des unabhängigen Individualismus auffasst: bleibt man bei der Dietzelschen Fassung der Begriffe Kommunismus – Individualismus – Sozialismus, so bedeutet Sozialismus den Anspruch auf den Primat der Gesellschaft gegen das aller Hemmungen aus gesellschaftlichen Rücksichten freie Individuum, oder anders ausgedrückt: den Protest der Schichten, die die Last des unabhängigen Individualismus der Oberschichten zu tragen haben. Aus dem Protest entwickelt sich ein neues Gesellschaftsideal und eine soziale Bewegung auf dieses hin; aber eben doch ein Gesellschaftsideal; denn die gemeinschaftlichen Bindungen und Vorstellungen sind verblasst, zerfetzt, für das Bewusstsein der unter die Räder des unabhängigen Individualismus geratenen Schichten nicht mehr vorhanden, sicher auch nicht mehr positiv gewertet. Dafür steckt schon zu viel Wertung des Individualismus in diesen Schichten selbst, dafür teilen sie stark den Glauben an die ausschließliche Vernunftgemäßheit positiver staatlicher Rechtssatzung und Sozialregelung, und so wird ihr Sozialideal der durch gesellschaftliche Machtstellung zusammengefasste, notwendig mechanisierte Menschenverband der Zukunftsgesellschaft; der so über die Maßen bezeichnende Glaube an »Regelung« von oben her, unter Verkennung der wirklichen Antriebe, Instinkte, die das Zusammenleben der Menschen auslöst und trägt, setzt sich durch; Organisation wird das Merkwort der Zeit; ein organisationsgläubiges Geschlecht gerät in den Bann einer wahren Metaphysik des Organisatorischen und eines »organisatorischen Idealismus« – meistens ohne sich bewusst zu werden, dass dieses Gesellschaftsideal sich mit den Werten, die man im Grund will und die stark individualistisch sind, nicht verträgt. Denn individualistische Lebensart kann in jedem Falle nur Daseinsweise für eine mehr oder minder begrenzte Schicht sein; allgemeiner Individualismus zerstört schon in seinem Versuch die Gesellschaft, löst sie anarchisch auf. Organisation, ursprünglich Mittel zur Abwehr gegen den Druck des Individualismus »derer von oben«, wird allmählich mit seiner Abwehrbewahrung Vorstoßmittel zur Erkämpfung der Anteilnahme an den individualistischen Lebenswerten; so kann sie als Mittel zum Individualismus erscheinen, als Voraussetzung des Individualismus für das Auge derer, die sie benutzen. Dieser Widerspruch wird klarer, je mehr sich der Kampf für die individualistischen Lebenswerte dem Erfolge nähert – und erst da tritt in voller Deutlichkeit zutage, dass ein organisatorischer Individualismus ein Widersinn ist, ein hölzernes Eisen.

Indem Spengler sich der Tönnies'schen Gleichsetzung: Zivilisation gleich unabhängiger Individualismus mit der Begleiterscheinung des Sozialismus, anschloss, geriet er

vom Standpunkt seiner Geschichtsphilosophie erheblich ins Gedränge. Für Tönnies blieb die Frage offen, ob bei der Ausentfaltung von Gemeinschaft zur Gesellschaft überall Individualismus – Sozialismus herauspringt; denn sein Ziel ist die engere Frage »Gemeinschaft und Gesellschaft«, nicht die geschichtsphilosophische Frage nach der »Morphologie der Weltgeschichte«. Spengler aber geht auf die »Morphologie der Weltgeschichte«, und er entwickelt sie als eine Anzahl jeweils mütterlicher Landschaft entsprossener, in sich geschlossener Kulturen, von denen jede ihre den andern gegenüber absolut eigene Seele besitzt, mit ihren spezifischen Lebensäußerungen, Ausdruckserscheinungen, Lebensverhalten, mit ihrer Weltanschauung. Wenn Sozialismus eine breite beherrschende Tatsache der zivilisatorischen Gegenwart ist, also dem beginnenden Verfallstadium der abendländischen Kultur angehört, so müssen in dieser abendländischen Kultur die ihr durchaus eigenen Grundlagen zum Sozialismus gegeben sein; er kann dann nicht als »zufällige« Gestalt irgend eines Zeitabschnittes des Kulturkreises auftauchen; er ist gewissermaßen organische, zwangsläufige Erscheinung.

Hier fragt man sich, ob der Anschluss an Tönnies nicht Grund zu einer fundamentalen Irreleitung Spenglers geworden ist. Für Tönnies sind unabhängiger Individualismus mit der Begleiterscheinung des Sozialismus Erscheinungen des Gesellschaftsstadiums, der Zivilisation. Man versteht von ihm aus den Sozialismus als soziales Gegenverhalten zum unabhängigen Individualismus. Zivilisation äußert sich für ihn nicht als Sozialismus, sondern als beides: Individualismus mit der Folge als Sozialismus. Spengler aber muss von seinem geschichtsphilosophischen Standpunkt aus eine einheitliche Gestalt des Zivilisationszeitalters festlegen – und da erhebt er den Sozialismus zu dieser Gestalt. Mit welchem Recht? Was steckt im Begriffe des Sozialismus, jener besonderen, aus dem Gegensatz proletarischer Schichten zu bürgerlichem Individualismus und Kapitalismus geborenen, nicht einmal eindeutigen Idee von Sozialverfassung und Eigentum, für den ganzen abendländischen Kulturkreis Bezeichnendes? Warum nennt er nicht mit gleichem Recht den Individualismus als diese Gestalt, um so mehr, als im Sozialismus starke individualistische Motive mitspielen, was niemand genauer weiß als Spengler, der das Epikurische des Sozialismus zur Folie seines »wahrhaftigen« Sozialismus degradiert hat? Wir müssen annehmen – und seine Lösung in der Schrift »Preußentum und Sozialismus« berechtigt durchaus dazu –, dass politische Motive, bewusst oder unbewusst, stark in diese Wahl hineindrängten; der Sozialismus als breite Gegenwartsbewegung soll auf seinen nach Spenglers Ansicht »wahren« Kern Preußentum geführt werden“ (Briefs, a.a.O., S. 49 ff.).

Diese „nachnovembre“ Hinwendung Spenglers zum „preußischen Sozialismus“ als Überwindungsmoment nichtdeutscher abendländischer Lebensformen bezeichnet Briefs als abwegig (a.a.O., S. 58f.). In der Gesamtschau der Gedanken Spenglers, vor allem auch mit Rückblick auf seine „Morphologie der Weltgeschichte“ stünden „Ausgezeichnetes“ und „Groteskes“ dicht beieinander: „Ausgezeichnetes – wenn auch nicht durchaus neu und in jedem Betracht richtig – ist die Analyse des Marx’schen Denkens; genial sind manche Kennzeichnungen des Gegensatzes zwischen englischem und preußischem Wesen, glänzend gesehen manche innerlichen Beziehungen zwischen deutscher Arbeiterbewegung und preußischem Staatscharakter, in mancher Hinsicht sehr scharf und richtig die Kennzeichnung der Internationale. Aber daneben stehen die grotesken

Verzeichnungen des preußischen Wesens, die absolut ahnungslose Behandlung des Deutschtums (im Gegensatz zum Preußentum), das eben doch eine Kulturmacht ist, während das Preußentum eine Tatsache staatlich-administrativer Art ist, glänzend begeben auf dem eigenen Gebiet, aber eben »zivilisatorisch«. Es ist grotesk, dass die preußische Staatsmaschine in dem Augenblick, wo Volk und Geschichte ihren Spruch über sie gefällt haben, uns neuhegelisch als die Krönung ausgehenden faustischen, abendländischen Geistes, als Inkarnation des ethischen Sozialismus gezeigt wird, bei stärkster Unterstreichung des Staatsabsolutismus und der Staatsomnipotenz, unter stärkster Betonung der Gliederung nach Befehl und Gehorsam, der »Organisation« als Volk und als Wirtschaft, natürlich unvermeidlich der mechanischen Organisation unter Außerachtlassung aller nicht staatsrelevanten Persönlichkeits- und Daseinswerte. Und wozu die Mechanisierung eines ganzen Volkes von Staats wegen? Hier argumentiert Spengler gegen Spengler. Er hat so überzeugend von der »Lebenslüge« gesprochen, die der ausgehenden abendländischen Kultur eigen ist, von jenem Vorwärtsstoßen und Gestaltenwollen ins Leere, Ziellose, da ja mit der Kultur die Seele des Abendlandes erloschen sei; und jetzt demonstriert er uns eine Staatsomnipotenz, weil angeblich diese unserer schicksalhaften innersten Art entspricht [...] Für derartiges muss uns Skeptikern der Sinn fehlen“ (Briefs, a.a.O., S. 57f.).

Es gibt offensichtlich einen Bruch zwischen dem Opus Magnum Spenglers und den späteren gesellschaftspolitischen Schriften, den Briefs beklagt, kürzere Schriften, die sich eher auf aktuelles Tagesgeschehen denn auf langfristige Entwicklungspfade von Kultur und Gesellschaft beziehen. Dieser Bruch sei durch keinerlei Übergänge vermittelt und deshalb sei der Schritt zur gesellschaftspolitischen Sichtweise auch nicht nachvollziehbar. Gerade vor dieser Vermischung beider Perspektiven hatte Tönnies gewarnt: Man dürfe die Betrachtung großer historischer Zusammenhänge nicht unvermittelt in den Dienst alltäglicher Obliegenheiten stellen. In dieser Warnung drückt sich ein wesentlicher Unterschied zur Argumentation Spenglers aus.

Wie bereits von Briefs erwähnt, stellt Tönnies im abschließenden Kapitel von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ die frühere, südlich-europäische, antike Kultur, welche in Athen ihr höchstes Leben, in Rom ihren Tod gefunden hat, der späteren, sich überall anschließenden und in vielen Stücken von jener empfangenden, geförderten, welche als nordeuropäische und moderne unterschieden wird, gegenüber, um Gemeinsamkeiten, von welchen wir eine astronomische Kenntnis zu haben glauben dürfen, herauszustellen: „Wir entdecken diese gleichartigen Entwicklungen unter einer ungeheuren Verschiedenheit der Tatsachen und Bedingungen“ (2017, S. 329). Die Homologie zu Spenglers Kulturmorphologie ist tatsächlich unübersehbar, wenngleich Tönnies wesentlich vorsichtiger formuliert. Wie dort, so ergibt sich auch bei Tönnies in der Moderne am Ende Verfall und Untergang. Es kann deshalb kaum überraschen, dass Höffding, dem er sein Buch zugeschickt hatte, ihm „sozialen Pessimismus“ vorwirft, worauf Tönnies umgehend widerspricht: „Dem sozialen Pessimismus huldige ich nicht, sofern dies eine praktische Richtung bedeuten kann – vielmehr bin ich geneigt, alle Gattungen der Reform mit Hoffnungen zu betrachten“ (Postkarte vom 26.7.1890). In der Folgezeit versucht Tönnies immer wieder deutlich zu machen, dass sich sein „Pessimismus“ ausschließlich auf „die Zukunft der gegenwärtigen Kultur“ bezieht, nicht auf „die Zukunft

der Kultur überhaupt“ (1925, S. 74, Anm. 1). Darin unterscheidet er sich von Spengler, dem gleichfalls Pessimismus vorgeworfen worden war. Auch Spengler (1921) verwahrte sich dagegen. Seine Rechtfertigung allerdings war anders dimensioniert. Für ihn war entscheidend, dass der „Untergang“ sich nicht in Form einer Apokalypse, einer „Ragnarök“, wie Tönnies formulierte, vollziehen werde, sondern schleichend, fließend, deshalb stoisch und mit Würde hinzunehmen sei.

Für Tönnies war nicht nur wichtig, zwischen kurzfristiger „praktischer“ und langfristiger „astronomischer“ Betrachtungsweise zu unterscheiden: Wollte man große historische Zusammenhänge betrachten, so müsse das mit der nötigen Distanz erfolgen und dürfe nicht mit den alltäglichen Obliegenheiten des gegenwärtigen Lebens vermischt werden (2017, S. 429). Sondern ebenso wichtig war ihm der Hinweis, dass die Menschheit von der Komplexität der kulturellen Dynamik, die sie selber in die Wege geleitet habe, überfordert sei und dass es deshalb wenig Hoffnung auf Rettung im Sinne Hölderlins gebe: Die Kultur der gegenwärtigen bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft sei dem Untergang geweiht, weil die menschliche Denkfähigkeit in ihr noch zu schwach entwickelt ist, um ihre eigenen sozialen Verhältnisse so zu gestalten, dass sie den Bestand einer Kultur auf alle Zeiten zu sichern vermögen. Für Tönnies war evident, „dass der Kulturkörper, der sich aus den Trümmern des römischen Reichs erhob und über Nordeuropa ausgebreitet hat, um dann auch in die neue Welt sich zu verlängern, seit etwa 400 Jahren, mitten in seiner glänzenden fortschreitenden Entwicklung allmählich seinem Niedergang und Zusammenbruch entgegengeht“, weil er die anthropologischen Grundbedürfnisse des Menschen, denen er die Sozialform der „Gemeinschaft“ zuordnet, immer weniger zu befriedigen vermag (1922, S. 230): „Die von Christentum und Antike genährte, überwiegend nordeuropäische »Kultur« in ihrer glänzenden jüngeren Gestalt (der »Zivilisation«) wird sich umso rascher und vollständiger erschöpfen, je weniger sie auf ihre sozialen Grundlagen, die der Gemeinschaft, sich zurückzubedenken vermag; je mehr sie in eine reine Gesellschaft übergeht, die der staatlichen zentralen Regulierung nicht entraten kann, ohne dass diese doch ihr Wesen wirklich zu verändern imstande wäre“ (2017, S. 428f.). Selbst wenn alle „Hoffnungen auf eine ethische Erneuerung im Sinne des Gemeinschaftsgedankens vollkommener sich erfüllen sollten, als ich für wahrscheinlich zu halten vermag, so würde mich solche Erfüllung doch nicht in meinem Urteil über das endliche Schicksal, dem unsere Kultur entgegen geht, irre machen. Es ist ein tragisches Schicksal, dem einsichtiges und entschiedenes Wollen (das nur leider so selten ist) lange entgegenwirken kann, ohne es aber zu besiegen, ein Schicksal, das noch Jahrhunderte lang durch alle Flammen einer leuchtenden Zivilisation erhoben und verklärt werden mag, das aber so unausweichlich herannaht, wie der (sic!) Ragnarök für die Asen“ (1922, S. 232). Spengler hätte es nicht viel anders, wenngleich weniger dramatisch formuliert.

Der Ambivalenz dieses sozialhistorischen Prozesses war sich Tönnies durchaus bewusst. „Den »Kapitalismus« habe ich niemals nur als Ursache, sondern wenigstens zugleich als Zeichen und Erscheinungsform dieses Auflösungsprozesses angesehen, aber auch nicht den Sozialismus als das sicher wirkende Heilmittel begrüßt, oder gar als einen ferneren Kulturfortschritt über die gewaltigen Fortschritte hinaus, die mittelbar oder unmittelbar dem Kapitalismus verdankt werden, anerkannt. Ich wusste immer die großen

Verbesserungen, Erleichterungen, Humanisierungen unseres Gesamtlebens seit dem »Mittelalter« durchaus zu würdigen. Ich empfand und empfinde sie in lebhaftester Weise. Ich hege eine ungeteilte Bewunderung für die Naturwissenschaften und für ihre glänzenden Anwendungen in der Technik. Nur erfreulich sind mir die Befreiungen von dem finsternen Wahn der Unwissenheit, der vor einigen hundert Jahren auch sittlich hochstehende Menschen erfüllte; ja, ich finde, dass noch heute den Resten solcher Wahngelbte und törichter Vorstellungen verhängnisvolle Übel entspringen.“ Deshalb „müssen wir Klarheit und Bewusstheit pflegen, wissenschaftliche Denkweise auf allen Gebieten uns zur Richtschnur nehmen, um den Aufgaben, die das heutige verwickelte Leben uns stellt, gerecht zu werden.“ Niemals sollten wir „an romantisierenden Versuchen teilnehmen, Zustände und Meinungen wiederherzustellen, die verblüht sind und deren Früchte morsch geworden sind. Allerdings sehe und fühle ich die ungeheuren Hässlichkeiten und das graue Elend des heutigen, zumal des großstädtischen Lebens und werde bald von Abscheu und Ekel, bald von anderer tiefer Traurigkeit oft ergriffen. Darum bin ich immer ein Fürsprecher entschiedener und weitgehender sozialer Reformen gewesen, und vertrete auch die Richtung und das Ziel einer Volkswirtschaft, die auf die Befriedigung der vernünftigen Bedürfnisse aller, besonders aber der leiblich oder geistig werktätigen Familien, überhaupt auf Wohl und Gesundheit des Volkes planmäßig einzustellen wäre, anstatt wie die gegenwärtige auf die möglichst großen Gewinne der Kapitalisten und Händler. Ich habe aber auch niemals die unermesslichen Schwierigkeiten sowohl dieser Umstellung und der Übergänge, als auch einer zukünftigen einheitlichen Ordnung – insbesondere der Landwirtschaft – verkannt, die eine Beherrschung von Menschen durch Menschen, und bei demokratischer Verfassung sogar der einzelnen durch die Gesamtheit, will sagen durch ihre wechselnden und zufälligen Mehrheiten voraussetzt, wie solche sich umso weniger wird durchführen lassen, je mehr die Menschen gewohnt worden sind, eine wenigstens förmliche und scheinbare Freiheit der eigenen Entschließungen zu schätzen und zu genießen. Und am allerwenigsten schien mir eine revolutionäre Umgestaltung in einem verwilderten und verwüsteten Gesamtzustand des Handels und Verkehrs, der Arbeit und der Sitten, gute Aussichten auf ein Gelingen zu haben, sondern vielmehr im Wesentlichen die Auflösungen der Gemeinschaft, an denen die letzten Jahrhunderte gearbeitet haben, fortzusetzen, und alle sonst möglichen Eindämmungen der kapitalistischen Freiheit auch da schwer zu gefährden, wo diese für den Augenblick mit Gewalt durchgesetzt wurden. Gewalt ist nicht Autorität, und eine Staatsgewalt ohne Autorität, die also die öffentliche Meinung wider sich hat (so sehr diese im Unrechte sein möge), ist eine schwache Staatsgewalt. Gleichwohl bleibt der allgemeine Gang der Entwicklung in der Richtung auf eine sozialistische Organisation gewiss, und der Strom der öffentlichen Meinung muss dieser Entwicklung folgen. Wir Denker sollten ihm das Bette graben und dadurch zugleich jenen notwendigen Widerstand, bewegen kann. In diesem Sinne habe ich frühzeitig mir angelegen sein lassen, das Genossenschaftswesen der Arbeiter, insbesondere die Konsumvereinsbewegung zu fördern“ (1922, S. 230f.). Und in einem Schreiben an Höffding (29.6.1899) fügt er hinzu: „Wir müssen unser Haus bestellen und der Kultur, die nach uns kommen wird, ein so sehr als möglich gut erhaltenes Erbe hinterlassen. Wann, wo, und wie diese kommen wird, weiß ich nicht. Aber ich denke mir allerdings, dass ein

Niedergang, der noch etwa 500 Jahre dauern möchte, vorausgehen wird, und dass sie – aufgrund des fortschreitenden modernen Prozesses – den ganzen Erdball umfassen wird.“

Referenztexte

- Adorno, Theodor W.: Spengler nach dem Untergang. In: Gesammelte Schriften. Band 10.1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 47-71 (1941, ursprünglich ein Vortrag 1938)
- Adorno, Theodor W.: Wird Spengler Recht behalten?, in: Gesammelte Schriften. Band 20.1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 140-148
- Bammé, Arno: Die Apokalypse denken, um den Ernstfall zu verhindern. Unheilsprophetie von Spengler bis Sloterdijk. Marburg: Metropolis 2017
- Bickel, Cornelius: Tönnies' Theorie der Rationalität. In Carsten Schlüter (Hg.): Symbol, Bewegung, Rationalität. Zum 50. Todestag von Ferdinand Tönnies. Würzburg: Königshausen & Neumann 1987, S. 65-152
- Bickel, Cornelius: Ferdinand Tönnies. Soziologie als skeptische Aufklärung zwischen Historismus und Rationalismus. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991
- Briefs, Götz: Untergang des Abendlandes. Christentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Freiburg: Herder 1920
- Hilferding, Rudolf: Das Finanzkapital. Frankfurt am Main: EVA 1968 (1910)
- Klose, Olaf et al. (Hg.): Ferdinand Tönnies – Friedrich Paulsen. Briefwechsel 1876–1908. Kiel: Mühlhaupt 1961
- Koktanek, Anton Mirko: Oswald Spengler in seiner Zeit. München: Beck 1968
- Krüger, Hans-Peter: Kritik der kommunikativen Vernunft. Berlin: Akademie 1990
- Mohler, Armin: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Darmstadt: WBG 1989 (1949)
- Schröter, Manfred: Der Streit um Spengler. Kritik seiner Kritiker. München: Beck 1922
- Schröter, Manfred: Untergangsphilosophie? Von Hegel zu Spengler. München: Leibniz (Oldenbourg) 1948
- Schröter, Manfred: Metaphysik des Untergangs. Eine kulturkritische Studie über Oswald Spengler. München: Leibniz 1949
- Sieferle, Rolf Peter: Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen. Frankfurt am Main: Fischer 1995
- Sohn-Rethel, Alfred: Geistige und körperliche Arbeit. Revidierte und ergänzte Neuauflage. Weinheim: VCH 1989 (1970)
- Sohn-Rethel, Alfred: Soziologische Theorie der Erkenntnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985
- Spengler, Oswald: Preußentum und Sozialismus. München: Beck 1920
- Spengler, Oswald: Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. München: Beck 1931
- Spengler, Oswald: Reden und Aufsätze. München: Beck 1937 (darin: Pessimismus, 1921)
- Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. München: dtv 1972 (1923)

- Tönnies, Ferdinand: Selbstdarstellung. In Raymund Schmidt (Hg.): Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Band 3. Leipzig: Meiner 1923 (1922), S. 199-235
- Tönnies, Ferdinand: Soziologische Studien und Kritiken. Erste Sammlung. Jena: Fischer 1925
- Tönnies, Ferdinand: Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht. München und Wien: Profil 2011 (1906)
- Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. München und Wien: Profil 2017 (1887)
- Weber, Max: Die drei Typen der legitimen Herrschaft. In Max Weber: Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik. Stuttgart: Kröner 1956, S. 151-166

Tragisches Bewußtsein und sozialer Pessimismus als wissenschaftliche Erkenntnisvoraussetzung: Alfred Meusel und Ferdinand Tönnies.

Alexander Wierzock

Am 10. September 1960 starb der Historiker Alfred Meusel mit 64 Jahren in Ostberlin. Die „Geschichtswissenschaft der Deutschen Demokratischen Republik [hat] einen ihrer hervorragendsten Vertreter“¹ verloren, ließ das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in einem Nachruf verlautbaren. Meusels Prestige im Arbeiter- und Bauern Staat war erheblich: Professor für neuere Geschichte an der Humboldt-Universität, Direktor des Museums für deutsche Geschichte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Sekretär ihrer Klassen für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Vizepräsident des Deutschen Kulturbundes, ausgezeichnet mit dem Nationalpreis sowie Abgeordneter der Volkskammer. Die Redaktion der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, die er 1953 mitbegründet hatte, erinnerte, dass er „der erste marxistische Historiker auf einem Lehrstuhl der Berliner Humboldt-Universität“² gewesen war. Auch wurde hervorgehoben, dass er viele Studenten auf „eindringliche Weise mit dem Gedankengut des Marxismus-Leninismus, insbesondere mit dem historischen Materialismus, vertraut gemacht“ habe.

Doch auch ein kritischer Unterton mischte sich in den Nachruf. Zwar wurde ausgelassen, dass Meusel von 1922 bis 1925 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) gewesen war, wohl aber darauf hingewiesen, dass er zu dieser Zeit durch die „Schemata der bürgerlichen Soziologie“ beeinflusst worden war. In seiner Dissertation habe er sogar „starke Vorbehalte gegen die praktische Anwendbarkeit der marxistischen Theorie“ geäußert. Erst als Meusel seine Kenntnisse von Marx und Engels vertiefte und sich „mit den Werken von Lenin zu beschäftigen“ begann, sah er ein, „daß die Klassiker des Marxismus diejenige gesellschaftliche Lehre ausgearbeitet hatten, von deren Grundsätzen aus Geschichte und Gegenwart der menschlichen Gesellschaft allein richtig und vollständig verstanden werden können.“

Es entspricht den marxistisch-leninistischen Usancen, nicht näher auf Meusels frühen Lebenslauf einzugehen und ihn lediglich als mühevollen Weg darzustellen, in dem er sich darum bemühte, die ‚Eierschalen‘ der bürgerlichen Soziologie samt aller ihrer ‚Borniertheit‘ abzustreifen. Der vorliegende Aufsatz beleuchtet einen wichtigen Abschnitt aus Meusels frühem Gelehrtenleben: der Freundschaft zwischen ihm und Ferdinand Tönnies (1855–1936), dem Altmeister der Soziologie. Im Vordergrund stehen drei Aspekte: Erstens sollen mit Blick auf Meusels akademische Laufbahn die

¹ Prof. Dr. Meusel gestorben, in: Neues Deutschland, 13. September 1960.

² [o. A.:] Alfred Meusel zum Gedenken, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 8 (1960), o. S. Die folgenden Zitate ebd.

Stationen dieser Freundschaft bis 1933 verfolgt werden. Zweitens wird geklärt werden, inwiefern tragisches Bewusstsein und sozialer Pessimismus von Tönnies eine Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis bei Meusel waren. Ein letzter Abschnitt befasst sich mit den Dissonanzen, die diese Freundschaft begleiteten. Das Ziel ist, nicht nur Meusels frühen Lebensweg und sein wissenschaftliches Wirken unter Bezug auf Tönnies an Konturen gewinnen zu lassen, sondern auch an einem bisher wenig beachteten Einzelfall die Beziehungen zwischen tragischem Bewusstsein und sozialwissenschaftlicher Erkenntnis offenzulegen.

1. Stationen einer Freundschaft

Alfred Meusel wurde am 19. Mai 1896 in Kiel geboren. Er wuchs im bildungsbürgerlichen Milieu auf: Der Vater, Richard Meusel, war Studienrat am Kieler Mädchenlyzeum, die Mutter, Magdalena (geb. Pankow), entstammte einer Offiziersfamilie. Im Elternhaus herrschte eine sozialliberale Denkungsart vor, man sympathisierte mit dem Freisinn. „[I]ch betrachte es als eine der glücklichsten Fügungen meiner geistigen Entwicklung, daß mir von Vater und Großv.[ater] aber her, der in der 48er Bewegung in Schlesien eine Rolle spielte, etwas vom Geiste des erworben [zu haben], was nicht zum geschäftstüchtigen *Nationalliberalismus*[...] prostituierten Liberalismus überkommen ist“, schrieb Meusel Jahre später an Tönnies. Das Elternhaus vermittelte ihm die „ersten, radikalen Zweifel [...] an einer *nationalen* Gesinnung, die die Rechte der andren nicht achten konnte noch wollte, an dem Axiom, daß die Monarchen die Geschichte machen; an dem Glauben, daß das Volk nur dazu da sei, um zu arbeiten, Steuern zu bezahlen und Soldat zu spielen.“³ Meusels 1918 erfolgter Anschluss an die Arbeiterbewegung erschien ihm rückschauend als Fortsetzung dieser im Elternhause erworbenen kritischen Denkungsart.

Doch vorerst kam diese Haltung nicht zur Geltung. Als der Erste Weltkrieg im August 1914 ausbrach, meldete er sich wie so viele junge Männer des Bildungsbürgertums als Kriegsfreiwilliger. Der Krieg wurde ihm und seiner Generation zum prägenden Grunderlebnis. An der Front kam er zum ersten Mal mit der Arbeiterschaft in Berührung. Unter dem Eindruck ihrer offenen Kriegsfeindschaft und ihrem sozialistischen Weltbild habe er sich radikalisiert, wie Meusel später behauptete.⁴ Es ist anzunehmen, dass diese Radikalisierung zunächst keiner begründeten politischen Theorie entsprach. Wie bei vielen anderen auch dürfte es wohl eher eine Desillusionierung des Verteidigungskrieges und der Wunsch nach Frieden gewesen sein, die ihn bewegten. Nach einer schweren Verwundung wurde Meusel im Sommer 1918 für nicht mehr frontdienstfähig erklärt und aus der Armee entlassen. Er kehrte in seine Heimatstadt zurück und begann an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) Jura zu studieren. Mit dem Ausbruch der Revolution in Kiel (1918) trat er der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) bei. Vorsitzender der Vereinigung

³ Beide Zitate nach Meusel an Tönnies, 6. März 1928 in: Tönnies-Nachlass (TN), SHLB, Cb 54.56:515 12, Bl. 1-10, hier: Bl. 4. Hervorhebungen im Original.

⁴ Vgl. Alfred Meusel, Eines Tages zerriß der Vorhang, in: Sonntag 13 (1958), S. 10.

sozialistischer Studenten der CAU, Referent im Arbeiterbildungswesen, Mitglied der Bildungskommission im USPD Ortsverein Groß-Kiel und publizistisch aktiv in der Parteipresse – das sind die Wegmarken von Meusels Engagements bis 1921. Im politischen Spektrum der USPD gehörte er dem rechten Flügel an. Nachdem sich die Partei im Herbst 1920 spaltete, ging er 1921 zur SPD über.⁵

Auch an der Kieler Universität boten sich dem eifrigen Meusel zahlreiche Betätigungsfelder. Dabei wirkte zunehmend das Fach der Staatswissenschaften anziehend auf ihn, in das er im Wintersemester (WiSe) 1919/20 wechselte. Das war zu dieser Zeit nicht unüblich. Für viele Studierende war das staatswissenschaftliche Studium attraktiv, winkte doch nach einer kurzen Studiendauer von nur sechs Semestern der Dokortitel. Hinzu kam, dass die Inflationskonjunktur der frühen 1920er Jahre den Absolventen gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu versprechen schien.⁶ Neben diesen praktischen waren es idealistische Motive, welche die Staatswissenschaften zum Modefach machten. „Walther Rathenaus Wort, die Wirtschaft sei unser Schicksal, wies auf diesen Wandel hin, der sich mit dem Ende des Ersten Weltkriegs vollzog“, erinnerte sich Alfred Müller-Armack. „Wer mit der akademischen Jugend, die 1919, wie auch ich, die deutschen Universitäten bezog, [...] verschrieb sich dieser neuen Macht. Sie schien nach dem Scheitern der Politiker der Vergangenheit berufen, ein neues Zeitalter heraufzuführen.“⁷ Für Kiel kam noch ein dritter Faktor hinzu, der bei Rudolf Heberle, einem Freund Meusels, erwähnt wird: „Was mich nach Kiel lockte, war das *Institut für Weltwirtschaft*, ein für deutsche Verhältnisse einzigartiges Unternehmen in Forschung und Lehre.“⁸

In Kiel hatte Bernhard Harms den Staatswissenschaften zu Renommee verholfen. Das von ihm geleitete Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr (IfWuS) stand damals auf dem Höhepunkt seiner Ausstrahlungskraft. Von der privaten Hand großzügig mit Geldmitteln versehen, genoss das IfWuS einen sehr guten Ruf. Forschungsstrategisch zielte Harms mit dem Institut auf die Institutionalisierung der von ihm konzipierten Weltwirtschaftslehre. War das IfWuS in seiner Spitze somit auf das Studium der Weltwirtschaft ausgerichtet, wurde ebenso viel Wert auf ein großes Angebot an Nebenfächern wie Sozialgeschichte, Politik und Soziologie gelegt. Für Studierende

⁵ Vgl. zu Meusels Vita Alexander Wierzock, Studenten und Arbeiterbewegung. Das Beispiel Alfred Meusel (1896–1960), in: *JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung* 13 (2014), S. 53–68 und Mario Keßler / Detlef Siegfried, Alfred Meusel im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, in: ebenda 9 (2010), S. 65–80.

⁶ Vgl. Roman Köster, Die Wissenschaft der Außenseiter. Die Krise der Nationalökonomie in der Weimarer Republik, Göttingen 2011, S. 68–72.

⁷ Alfred Müller-Armack, Wirtschaftspolitik als Beruf (1918–1968), in: *Wirtschaftspolitische Chronik* 18 (1969) S. 7–28, hier: S. 9.

⁸ Rudolf Heberle, Soziologische Lehr- und Wanderjahre, in: *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, hrsg. v. Wolf Lepenies, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1981, S. 271–298, hier: S. 272. Hervorhebung im Original.

wie Meusel, die am wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Zeitgeschehen stark interessiert waren, bot das IfWuS ideale Anknüpfungspunkte.⁹

Harms wurde auf Meusel in einem Seminar über „Angewandte Sozialwirtschaftslehre“ aufmerksam, das Meusel im WiSe 1919/20 bei ihm besuchte.¹⁰ Eine Kritik von Franz Oppenheimers liberalen Sozialismus brachte ihm Harms' Wertschätzung ein. Woran Meusel zu diesem Zeitpunkt an Oppenheimer Anstoß nahm, muss offen bleiben. Wahrscheinlich waren es aber dieselben Vorbehalte, die er später erhob, nachdem Oppenheimer 1921 auf der Kieler „Herbstwoche für Kunst und Wissenschaft“ einen Vortrag über „Staat und Gesellschaft“ gehalten hatte. Meusels Einwände richteten sich gegen Oppenheimers These, das Bodenmonopol sei die Quelle des Kapitalismus. Er hielt diese Ansicht für historisch nicht haltbar und bemängelte, dass Oppenheimer die Frage der Wertbildung einseitig darauf reduziere, unter welchen Bedingungen der Warenaustausch stattfinde. Für Meusel, der es in Anlehnung an Marx für erwiesen hielt, dass Wert nur in der Produktion entstehe, war dies ein Haupteinwand.¹¹

Harms hatte Gefallen an Meusels polemischer Art. Das war der Typ des kritischen Studenten, den er in seiner Doktorandengemeinschaft forderte. Wie Harms deren Ablauf zu organisieren pflegte und welche Rolle Meusel darin zukam, hat Heberle aufgezeichnet, der auch zu Harms' Doktoranten gehörte. „There were of course [...] his [Harms'] PhD candidates' seminar, which met once a week for [...] two hours, [...] – and where every candidate had to give at least two progress reports, [...] one in the beginning, one towards the end of his work on the dissertation. Harms had the custom that at the beginning of the session he would at random designate two other members as discussants. This forced us to prepare ourselves for the next session. [...] We were supposed to criticize each other, and we did it with great gusto, because that gave us status. I remember Alfred Meusel, who was one of the brightest and most critical in the group. [...] I remember that Meusel, when I had finished my first report, and I was very proud of what I had accomplished during the summer in Sweden.¹² He [Meusel] said, 'It is not quite clear whether Herr Heberle means to write a dissertation or a handbook.' That was about the best thing said about the state of my dissertation at the time.“¹³

⁹ Vgl. Alexander Wierzock / Sebastian Klauke, Das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr als Wegbereiter einer Politikwissenschaft aus Kiel?, in: Wilhelm Knelangen / Tine Stein (Hrsg.): *Kontinuität und Kontroverse. Die Geschichte der Politikwissenschaft an der Universität Kiel*, Essen 2013, S. 293–323, hier: S. 295–298.

¹⁰ Vgl. Verzeichnis der Vorlesungen an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Verz. d. V. CAU) im Winterhalbjahr 1919/20, Kiel 1919, S. 9.

¹¹ Alfred Meusel, Staat und Gesellschaft, in: *Schleswig-Holsteinische Volkszeitung*, 16. September 1921.

¹² Heberle promovierte 1923 bei Harms mit einer Doktorarbeit über die schwedische Arbeiterbewegung. Siehe ders., *Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Schweden*, Jena 1925.

¹³ David Lindenfeld, Transcript of conversation with Rudolf and Franziska Heberle, December 13, 1980, Rudolf Heberle Nachlass, SHLB Cb 103:02–05.

Wie sehr Harms von Meusels wissenschaftlichen Fähigkeiten überzeugt war, zeigt sich auch daran, dass er seine Dissertation „Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx“¹⁴ betreute und sie am 3. März 1922 mit summa cum laude versah.¹⁵ Auch nachdem Meusel etwas später eine Hilfsassistentenstelle an der Technischen Hochschule Aachen angenommen hatte, blieb er mit dem IfWuS lose verbunden. Regelmäßig ließ Harms' Besprechungen von Meusel im „Weltwirtschaftlichen Archiv“, der Zeitschrift des IfWuS, veröffentlichen. Meusels Interessen entsprechend, handelte es sich dabei hauptsächlich um Titel der Soziologie oder der soziologisch orientierten Wirtschaftswissenschaft.¹⁶

Meusels Hinwendung zu soziologischen Studien war entscheidend durch einen Gelehrten verursacht worden, der ebenfalls am IfWuS unterrichtete: Ferdinand Tönnies, dem Altmeister der Soziologie. Tönnies hatte 1887 mit „Gemeinschaft und Gesellschaft“ das erste explizit soziologische Werk in Deutschland vorgelegt. Als Präsident der 1909 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) war er zudem für die zunehmende universitäre Institutionalisierung der Soziologie verantwortlich. Fast unbekannt ist, dass er eine Reihe von jungen Akademikern für die Soziologie wie Kurt Albert Gerlach, Rudolf Heberle, Paul und Annemarie Hermberg, Kurt Marcard, Hans Lorenz Stoltenberg und auch Alfred Meusel gewinnen konnte. Diese Vermittlerrolle wurde ihm erst durch Harms Zutun ermöglicht, der maßgeblich darauf hingewirkt hatte, dass Tönnies 1909 eine staatswissenschaftliche Professur an der CAU erhielt.¹⁷

Wann Meusel Tönnies erstmals begegnete, lässt sich nur vermuten, denn seit der 1916 erfolgten Entbindung von allen Pflichten eines Ordinarius gab Tönnies nur noch selten Veranstaltungen. Eine Möglichkeit ist, dass sich beide im WiSe 1919/20 kennenlernten, als Tönnies über „Das gegenwärtige Zeitalter“ las.¹⁸ Plausibler ist, dass sich ihre Lebenswege erst kreuzten, als Tönnies im Sommersemester 1921 einen Lehrauftrag für Soziologie am IfWuS erhalten hatte. In dieser Funktion hielt Tönnies bis Meusels Fortgang nach Aachen vier Veranstaltungen, im Sommer 1921 eine Vorlesung zur „Einleitung in die Soziologie“ sowie eine Übung für Fortgeschrittene über

¹⁴ Alfred Meusel, *Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx*, o. O. [Kiel] o. J. [1922]. Ein Typoskript der Arbeit befindet sich in der Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften in Kiel. Veröffentlicht wurde die Dissertation drei Jahre später: ders.: *Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx*, Jena 1925. Zwischen den Versionen bestehen erhebliche Unterschiede.

¹⁵ Vgl. Alfred Meusel, *Lebenslauf*, in: *Personalakte Alfred Meusel*, Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin M 184, Prof. Dr. Alfred Meusel, Bd. 3, Bl. 1-5, hier: Bl. 1.

¹⁶ Insgesamt erschienen zwischen 1925 und 1933 elf Rezensionen von Meusel im *Weltwirtschaftlichen Archiv* sowie ein Artikel: siehe Alfred Meusel, *Das Problem der äußeren Handelspolitik bei Friedrich List und Karl Marx*, in: *Weltwirtschaftliches Archiv* 27 (1928), S. 77-103.

¹⁷ Vgl. Ferdinand Tönnies, *Ferdinand Tönnies*. Eutin (Holstein), in: *Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, hrsg. v. Raymund Schmidt, Leipzig 1922, S. 199-234, hier: S. 224f.

¹⁸ Vgl. Verz. d. V. CAU im Winterhalbjahr 1919/20, Kiel 1919 S. 10.

die „Probleme der Soziologie“.¹⁹ Zusammen mit einer Vorlesung „Über die Öffentliche Meinung“ wiederholte er diese Übung im Folgesemester.²⁰ August Rathmann, ein Weggefährte Meusels, berichtet, dass jener schnell zum besten Schüler von Tönnies avancierte und bis Mai 1922 als Assistent des Altmeisters am IfWuS fungierte.²¹ Darüber hinaus bot sich auch allerlei Gelegenheit zum intellektuellen Gespräch, denn Tönnies hielt sich häufig am Institut auf. Hier pflegte er seine Seminare zu geben, war bei allen wichtigen Anlässen stets anzutreffen und arbeitete in der gut ausgestatteten Institutsbibliothek.²²

Dass Meusel durch Tönnies' Vermittlung an das Volkswirtschaftliche Institut der TH Aachen kam, wo er Hilfsassistent von Carl Max Maedge wurde, ist stark anzunehmen. Maedge, der 1914 bei Tönnies promoviert hatte, war im WiSe 1919/20 auf den Lehrstuhl für Wirtschaftskunde und Unternehmenslehre in Aachen berufen worden. Neben ihm befand sich mit Kurt Albert Gerlach ein weiterer Tönnies-Schüler in Aachen.²³ Gerlach war zur selben Zeit wie Maedge gekommen, um den Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre zu vertreten, dessen bisheriger Inhaber Franz Eulenburg nach Kiel gewechselt war. Hieraus wird deutlich: Tönnies hatte sehr gute Verbindungen an die TH Aachen und so ist es kaum überraschend, dass er dort einem seiner Schüler zu einer vollbeschäftigten Hilfsassistentenstelle verhelfen konnte.

Eine gute Ausgangsposition für eine erfolgreiche Karriere, wie sich bald erweisen sollte. Die Gelegenheit zum Vorankommen bot sich Meusel, als Gerlach 1922 einem Ruf nach Frankfurt folgte. Gerlach stand im Begriff, die Leitung des Instituts für Sozialforschung, dessen Konzept er ausgearbeitet hatte, zu übernehmen.²⁴ Hierdurch war der Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre plötzlich vakant geworden. Aus der Not beauftragte die Fakultät für Allgemeine Wissenschaften den 26jährigen Meusel den Lehrstuhl provisorisch zu vertreten. Die Entscheidung war kein Fehlgriff. Wie die Fakultät im Nachhinein feststellte, erledigte „Herr Meusel [...] die gesamten Vorlesungen und Uebungen für diesen Lehrstuhl und zwar in einer mehr und mehr als ausgezeichnet sich herausbildenden Art und Weise“.²⁵

¹⁹ Vgl. Verz. d. V. CAU im Sommerhalbjahr 1921, Kiel 1921, S. 12 u. 14.

²⁰ Vgl. Verz. d. V. CAU im Winterhalbjahr 1921/22, Kiel 1921, S. 13f.

²¹ August Rathmann, *Ein Arbeiterleben. Erinnerungen an Weimar und danach*, Wuppertal 1983, S. 44.

²² Lindenfeld, *Transcript of conversations with Rudolf Heberle and Franziska Heberle*, December 13, 1980.

²³ Gerlach hatte 1911 bei Tönnies promoviert. Siehe ders.: *Dänemarks Stellung in der Weltwirtschaft: unter besonderer Berücksichtigung der Handelsbeziehungen zu Deutschland, England und Skandinavien*, Jena 1911.

²⁴ Vgl. Dettel Siegfried, *Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917-1922*, Wiesbaden 2004, S. 89-95. Noch bevor das Institut für Sozialforschung eröffnet wurde, verstarb Gerlach am 19. Oktober 1922. Erster Direktor wurde darauf Carl Grünberg.

²⁵ *Senats-Umlauf Nr. 108 für 1929/30*, 16. Mai 1930 [Antrag der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften betreffend der Ernennung des a.o. Prof. Dr. Meusel zum ordentlichen Professor], Hochschularchiv (HA), RWTH Aachen, Nr. 507.

Trotz der hohen Arbeitslast habilitierte sich Meusel im Juli 1923. Die Habilitationsschrift widmete sich einem Teilproblem der Elitenzirkulation: dem Abtrünnigen. Meusels Interesse galt den Vertretern sozial führender Gesellschaftsgruppen, die zum Emanzipationskampf niedrigerer Schichten hinzustoßen. Es ist unschwer zu erkennen, dass er damit den eigenen Weg vom Bürgertum zur Arbeiterschaft objektiviert, den er 1918 vollzogen hatte. Dabei entwarf er eine Typologie des Abtrünnigen: Er unterschied einen soziologisch-ideologischen Typ, der politisch-realistisch nach der Umsetzung von Etappenzielen strebe, von einem ideologischen Typ, der getrieben von Maximalforderungen die Gegenwart einzig an letzten Zielen messe.²⁶ Die Schrift wurde von den Gutachtern Maedge und Wilhelm Gemünd, Professor für Hygiene, als beachtenswert beurteilt. Beide hoben den wissenschaftlichen Wert der Arbeit hervor, wenn auch der geringe Umfang am Rande beanstandet wurde. Am 21. Juli 1923 wurde Meusel als Privatdozent für die Fächer Sozialökonomik und Soziologie an der TH Aachen zugelassen.²⁷

Meusel blieb in Aachen mit Tönnies freundschaftlich verbunden. In größeren Abständen teilten sie sich schriftlich mit und tauschten Publikationen aus.²⁸ Daneben fand ein Großteil des gedanklichen Austausches in Gesprächen statt, die geführt wurden, wenn Meusel den Urlaub in Kiel verbrachte. Über das, was bei diesen Besuchen besprochen wurde, gibt Heberle Auskunft, der mit seiner Frau Franziska (geb. Tönnies) im Hause des Schwiegervaters wohnte: „Before the Nazis came to power, we had numerous discussions with him [Meusel] – he usually came to spend the summer vacations in Kiel – he was a friend. He predicted that the Nazis would go to war [...]. He also predicted that, in the Nazi regime, it would not be sufficient to be outwardly loyal, to not to do anything against the regime; they would ask you to do something actively for them. And of course, he was quite right in that.“²⁹ Das Gespräch mit Tönnies gehörte zum festen Bestandteil jedes Aufenthaltes in Kiel, wie mehrere Stellen im Briefwechsel belegen: „Doch nun will ich diesen Brief für heute schließen, sonst wächst er sich noch zu einem Buch aus. Da wir [das Ehepaar Meusel] in den Osterferien nach Kiel kommen, findet sich wohl auch die eine oder andere Gelegenheit zum mündlichen Gedankenaustausch.“³⁰

²⁶ Vgl. Alfred Meusel, Zur Soziologie der Abtrünnigen (Habilitationsschrift Aachen 1923), in: HA, RWTH Aachen, PA Alfred Meusel, Nr. 3101, 6, Bl. 1-33. Mit geringfügigen Veränderungen später in den Kölner Vierteljahresheften für Soziologie (KVS) erschienen: Ders., Zur Soziologie der Abtrünnigen, in: KVS 3 (1923/24), S.152-169.

²⁷ Verpflichtungsschein, 23.7.1923, in: HA, RWTH Aachen, PA Alfred Meusel, Nr. 3101, 6.

²⁸ Leider existieren keine Briefe von Tönnies an Meusel. Meusels persönliche Unterlagen wurden 1933 von der Gestapo beschlagnahmt und gelten als verloren. Auch umgekehrt sind nicht alle Briefe erhalten. Wie in anderen Fällen auch klaffen hier im Tönnies-Nachlass Lücken, die anscheinend kriegsbedingt entstanden sind. Vgl. Jürgen Zander: Ferdinand Tönnies (1855–1936). Nachlass, Bibliothek, Biographie, Kiel 1980 S. 12.

²⁹ David Lindenfeld, Transcript of conversations with Rudolf Heberle and Franzi Heberle, 17.5.1980, in: Rudolf Heberle Nachlass, SHLB Cb 103:02-05.

³⁰ Meusel an Tönnies, 6. März 1928, Bl. 10. Vgl. auch Meusel and Tönnies, 9. Dezember 1927, in: TN, Cb. 54 56:515 11, Bl. 1-2, hier: Bl. 1.

Die gegenseitige Wertschätzung kam auch auf anderen Feldern zum Ausdruck. So bemühte sich Tönnies Meusel für einen Aufenthalt im Forscherheim Assenheim zu gewinnen. Das Forscherheim war eine Begegnungsstätte, die von Max Graf zu Solms, einem Nachfahren der Grafen zu Solms-Rödelheim und Assenheim, finanziert wurde. Die Initiative zur Gründung des Forscherheims war 1923 von Solms in Abstimmung mit Tönnies ausgegangen. Im Schloss Assenheim, der Residenz seiner Vorfahren, gewährte Solms Forschern einen Raum „ländlicher Concentrationsmöglichkeit“³¹, eine Oase der Stille, um arbeiten zu können. Auch war es ein Ort, an dem sich die Gelegenheit zum Fachgespräch bot. Wer nach Assenheim eingeladen wurde, oblag dabei einer Entscheidung des Auswahlkollegiums, an dessen Spitze Tönnies stand.

Im Mai 1925 machte Tönnies Meusel erstmals den Vorschlag, nach Assenheim zu kommen. Der Aufenthalt kam nicht zustande. Meusel entschuldigte sich, dass ihn die Ausarbeitung einer Publikation, für die er auf die Aachener Institutsbibliothek zurückgreifen müsse, daran hindere. Er vertröstete Tönnies, über intellektuelle „Fragen mündlich zu diskutieren. Bis Anfang Oktober werde ich bestimmt in K. [Kiel] bleiben“.³²

Auch im Folgejahr erging wieder eine Einladung an Meusel. Solms und Tönnies hatten vereinbart, dass Tönnies im August nach Assenheim kommen würde, um dann gemeinsam zum „Fünften Deutschen Soziologentag“ nach Wien zu reisen, wo der Präsident der DGS über die Demokratie referieren sollte.³³ Solms hoffte während Tönnies' Aufenthalt, „noch diesen oder jenen Herrn als Gast beherbergen zu dürfen, mit dem ein geistiger Gedankenaustausch Ihnen besonders gelegen sein würde“. In diesem Kreis von Gästen wollte Solms Meusel nicht missen: „[I]ch wüsste nicht, was ich mehr begrüßen würde, da ich glaube, wissenschaftlich gerade von einem Verkehr mit Herrn Meusel besonders viel profitieren zu können.“³⁴ Tönnies war von Solms' Vorschlag angetan. „Ihr Gedanke, gerade in diesem Sinne den Gedankenaustausch in Assenheim zu erweitern, ist mir herzlich willkommen“, antwortete er, „auch werde ich es begrüßen, dort mit Dr[.] Meusel zusammenzutreffen, der sonst zumeist die Ferien hier [in Kiel] in seiner Vaterstadt zu verbringen pflegt.“³⁵ Er regte auch an, den Kreis um Carl Brinkmann und Hermann Schmalenbach zu erweitern.³⁶ Solms' Hoffnungen, diesen „abgestimmten Kreis zusammenbringen“³⁷, waren vergebens. Bevor sich der Kreis einfand, schrieb Meusel an Solms, dass er der Einladung erneut nicht folgen

³¹ Solms an Tönnies, 29. Mai 1924, in: Max Graf zu Solms. Eine Lebensgang. Briefe. Selbstzeugnisse. Berichte, hrsg. v. Freda Gräfin zu Solms, Marburg 1982, S. 147-148, hier: S. 148.

³² Meusel an Tönnies, 10. September 1925, in: TN, Cb. 54 56:515 08 Bl. 1-4, hier: Bl. 1.

³³ Vgl. Verhandlungen des Fünften Deutschen Soziologentages vom 26. bis 29. September 1926 in Wien, Tübingen 1927, S. 12-36.

³⁴ Beide Zitate nach Solms an Tönnies, 12. Juni 1926 in: Max Graf zu Solms, S. 177-178, hier: S. 178. Hervorhebungen im Original.

³⁵ Tönnies an Solms, 13. Juli 1926 in: ebenda S. 178-179, hier: S. 178.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Solms an Tönnies, 26. Juli 1926 in: ebenda S. 179.

könne.³⁸ Einige Tage später erreichte Tönnies Meusels Brief, in dem er ihm mitteilte, dass sein Vater im Sterben liege und er sich genötigt sehe, auch seine „Teilnahme an der Wiener Soziologen Tagung und mithin auch an der Diskussion im letzten Augenblick abzusagen.“³⁹

Mit der DGS war Meusel seit 1923 verbunden, in diesem Jahr hatte ihn der Vorstand – wahrscheinlich auf Vorschlag von Tönnies – zum ordentlichen Mitglied ernannt.⁴⁰ Das war eine Auszeichnung für den 27jährigen Meusel, denn die DGS verstand sich zu dieser Zeit als exklusive Gelehrtenengesellschaft. Kraft Satzung gehörten ihr bis 1928 nur 120 ordentliche Mitglieder an und auch danach erhöhte sich die Anzahl nur unwesentlich. Bereits beim „Vierten Soziologentag“, der 1924 in Heidelberg stattfand, begleitete Meusel als Diskutant die Referate von Max Scheler und Max Adler über „Wissenschaft und soziale Struktur“.⁴¹ Nach Heidelberg trat Meusel erst wieder beim Zürcher Soziologentag, der 1928 über „Konkurrenz und Wanderung“ debattierte, öffentlich in Erscheinung.⁴² Gleichwohl ließ er es sich nicht nehmen, im Nachhinein zu „Demokratie und Naturrecht“, dem Thema des „Fünften Soziologentages“, das Wort zu ergreifen, worauf noch eingegangen werden wird. Wie sehr sich Meusel in der DGS engagierte, lässt sich durch den Verlust der Korporationsakten nicht mehr genau erfassen. Fest steht, dass er bald in die Leitungsgremien aufrückte. So wurde er im April 1927 von Rat und geschäftsführendem Ausschuss als neues Ratsmitglied kooptiert.⁴³ In diesem Amt beteiligte er sich an den Vorarbeiten zum „Siebenten Soziologentag“ und anderen Aufgaben.⁴⁴ Im Zusammenhang mit diesem Soziologentag muss auch sein Mitwirken am Sonderausschuss „Presse“ gesehen werden. Diesem 17köpfigen Gremium, das durch den Rat im März 1929 ins Leben gerufen wurde, gehörte ebenso Tönnies an.⁴⁵ Ferner kann den im Tönnies-Nachlass befindlichen DGS-Akten entnommen werden, dass Meusel sich 1931 dazu bereit erklärte, an einer Arbeitsgemeinschaft der Untergruppe für Soziographie mitzuarbeiten: „An einer Arbeitsgemeinschaft, die sich mit den Beziehungen zwischen sozialen Klassen und politischen Parteien beschäftigt, würde ich mich sehr gerne beteiligen.“⁴⁶

Zu diesem Zeitpunkt befand sich Meusel auf dem vorläufigen Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn. Kurz vor dem Jahreswechsel 1926/27 hatte man ihm in

³⁸ Solms an Tönnies, 17. August 1926 in: ebenda S. 180.

³⁹ Meusel an Tönnies, 22. September 1926 in: TN, Cb 54 56:515 09 Bl. 1-2, hier: Bl. 1.

⁴⁰ Vgl. Vereinsoffizielle Mitteilungen der DGS, in: KVS 3 (1923/24), S. 298-301, hier: 300.

⁴¹ Vgl. Verhandlungen des Vierten Deutschen Soziologentages am 29. und 30. September 1924 in Heidelberg, Tübingen 1924, S. 224-227.

⁴² Vgl. Verhandlungen des Sechsten Deutschen Soziologentages vom 17. bis 19. September 1928 in Zürich, Tübingen 1929, S. 108-110.

⁴³ Vgl. Vereinsoffizielle Mitteilungen der DGS, in: KVS 6 (1927), S. 423-424, hier: S. 424. Den Vorsitz der Sitzung führte Tönnies.

⁴⁴ Vgl. ebenda in: KVS 8 (1929/30), S. 140.

⁴⁵ Vgl. ebenda in: ebenda S. 270-271, hier: S. 271.

⁴⁶ Meusel an Tönnies, 9 November 1931 in: TN, Cb 54. 61:3 1,3 Bl. 1. Siehe auch das Memorandum über Organisation der Gruppe für Soziographie, in: ebenda Cb 54. 61:3,2 5.

Aachen das Extraordinariat angetragen und es vergingen weniger als vier Jahre, bis er im Mai 1930 nach einstimmigen Beschluss der Fakultät zum Ordinarius für Volkswirtschaftslehre und Soziologie ernannt wurde. Hierdurch war Meusel zu einem der jüngsten Lehrstuhlinhaber in der Weimarer Republik geworden. Würden und Ämter nahmen rasch zu: Bereits im Folgejahr berief man ihn zum Dekan der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften und im WiSe 1932/33 wurde er in den Senat der Hochschule aufgenommen. Ohne den Rückhalt der Fakultät wäre diese steile Karriere nicht möglich gewesen. Im Ernennungsantrag an das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die „Entwicklung der wissenschaftlichen Lehr- und Forschungspersönlichkeit des Herrn Meusel inzwischen die vermutete positive Richtung genommen und in Fachkreisen entsprechende Anerkennung gefunden hat.“⁴⁷

2. Tragisches Bewusstsein

Viele von Tönnies' Schülern haben den Gegensatz von Gemeinschaft und Gesellschaft weiterentwickelt oder ihn, bezogen auf soziale und historische Probleme, zur Anwendung gebracht. Zwar bezieht sich auch Meusel auf die für die damalige Soziologie zentralen Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft und es lassen sich Anlehnungen an der von Tönnies diesen Begriffen zugrunde gelegten psychischen Anthropologie von Wesen- und Kürwillen zeigen,⁴⁸ das Soziologieverständnis von Meusel hiermit zu charakterisieren, wäre aber unzureichend. Natürlich war für ihn die Soziologie typologisch verfahrenende Geschichts- und Gesellschaftsanalyse, methodisch knüpfte er aber ihre idealtypischen Konstruktionen nicht an Tönnies sondern an Max Webers verstehende Soziologie an.

Die Orientierung an Webers Ansatz zeigt sich besonders an Meusels Arbeiten über die Abtrünnigen, den Radikalismus und die sozialen Bewegungen, die er als durch menschliches Handeln konstituiert sah.⁴⁹ Der Soziologie wies er die Aufgabe zu, den Ablauf dieses Handelns durch Nachvollziehen zu erklären. In seiner Arbeit über die sozialen Bewegungen fragte er zum Beispiel, welche empirisch konstatierbaren Sinnvorstellungen sich bestimmte Personengruppen warum und wozu von sozialen Bewegungen machen bzw. gemacht haben. Die von ihm durch Sichhineinversetzen gewonnenen Sinnvorstellungen übertrug er schließlich in ein idealtypisches Schema, das diese Sinnausdrücke nach wertneutralen, negativen und positiven Haltungen ordnete. Im Anschluss überprüfte er deren Erklärungskraft empirisch-deskriptiv an historischen und zeitgenössischen Beispielen.⁵⁰

⁴⁷ Antrag der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften betreffend Ernennung des a.o. Prof. Dr. Meusel zum ordentlichen Professor, in: HA, RWTH Aachen, Nr. 507, Bl. 2.

⁴⁸ Vgl. Meusel, Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, S. 59.

⁴⁹ Siehe Meusel, Die Abtrünnigen, S. 152-169; ders., Der Radikalismus, in: KVS 4 (1925), S. 44-68 und ders., Vom „Sinn“ der sozialen Bewegungen, in: ebenda 5 (1926), S. 13-34.

⁵⁰ Vgl. ebenda S.14 ff.

Nicht in der Methodik, sondern an anderer Stelle ist der Tönniesche Einfluss auf Meusels Denken eindeutiger: dem tragischen Bewusstsein. Freilich gilt auch hier, dass Meusels tragische Auffassung nicht ausschließlich von Tönnies ausgegangen sein muss. Unter den soziologischen Klassikern war diese Denkhaltung vielmehr Gemeingut. Das tragische Bewusstsein findet sich in Georg Simmels Werken, genauso wie bei Weber⁵¹, was auch Meusel hervorzuheben wusste: „[D]er Fortschrittsidee immanente Tragik [...] kommt vielleicht am erschütterndsten zum Ausdruck in Max Webers *confessio*: ‚Wissenschaft als Beruf‘“⁵². Dass sich Meusels tragisches Verhältnis zu Geschichte und Gesellschaft vor allem unter dem Einfluss von Tönnies formte, wird im Folgenden gezeigt werden.

Das tragische Bewusstsein war in Deutschland eine Erscheinung des späten 19. Jahrhunderts. Eine geistige Umorientierung fand statt, die Vorstellung, „daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei“⁵³, wurde infrage gestellt. Die Geschichte als Aufwärtsentwicklung wurde verworfen, ihre Kontingenz rückte ins Blickfeld und man begann die Ambivalenz der wissenschaftlich-technischen Zivilisation zu sehen. Es war gleichsam eine Reaktion gegen den fortschrittsgläubigen Wilhelminismus wie auch gegen den Determinismus der Sozialdemokraten. Auch die offensichtlich gewordenen Widersprüche der Industriegesellschaft hatten Anteil an der Ausbildung des tragischen Bewusstseins. Sozialer Pessimismus und Relativismus – heute muten diese Denkfiguren relativ modern an und doch besteht ein erheblicher Unterschied zur Gegenwart. Es ist das Gefühl der Tragik in diesem Bewusstsein, ein Wissen um den Verlust von Werten, die bislang der Orientierung Sicherheit und Stabilität geboten hatten.⁵⁴

Die Erfahrung des Tragischen prägt auch erkennbar Tönnies' Grundbegriffe von Gemeinschaft und Gesellschaft, die bei ihm als diachrone Abfolge angelegt sind; dass die Kategorien nicht nur kulturgeschichtlich zu verstehen sind, sondern ebenso zur wertfreien Beschreibung des sozialen Lebens fungieren, ist wichtig, soll aber hier nicht weiter erörtert werden. Die Begriffsanordnung gibt bereits die Erkenntnisrichtung vor: auf ein Zeitalter der Gemeinschaft folgt eines der Gesellschaft. Das Übergehen der einen Form in die andere beginnt, grob gesehen, mit der Neuzeit. Eine gemeinschaftliche Sozialform, die ökonomisch auf einer Bedarfsdeckung basiert und der eine traditionelle Mentalität entspricht, geht unwiederbringlich in eine gesell-

⁵¹ Vgl. Cornelius Bickel, „Tragisches Bewusstsein“ und Pessimismus als Voraussetzung kritischer Erkenntnis bei den soziologischen Klassikern: Tönnies, Simmel und Max Weber, in: Ein Soziologe und sein Umfeld. Lars Clausen zum 65. Geburtstag von Kieler Kollegen und Mitarbeitern, Kiel 2000 S. 8-23.

⁵² Meusel, Vom „Sinn“ der sozialen Bewegungen, S. 13-34, hier: S. 31, Fn. 1.

⁵³ Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Bd. 12, Frankfurt a. M. 1970, S. 20.

⁵⁴ Vgl. Bickel, „Tragisches Bewusstsein“ und Pessimismus als Voraussetzung kritischer Erkenntnis bei den soziologischen Klassikern: Tönnies, Simmel und Max Weber, S. 10-12.

schaftlich geprägte Lebenswelt über, in der die Individuen rein zweckrational handeln, die marktwirtschaftlich organisiert und in der der Staat ein Zwangsmittel zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung ist.⁵⁵

Diese Entwicklung ist bei Tönnies mit einer Untergangsperspektive verbunden. Am Ende von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ schreibt er, wenn „die gesamte Kultur in gesellschaftliche und staatliche Zivilisation umgeschlagen ist, so geht in dieser ihrer verwandelten Gestalt die Kultur zu Ende“⁵⁶. An anderer Stelle fällt er „das Urteil, daß der Kulturkörper, der sich aus den Trümmern des römischen Reiches erhoben und über Nordeuropa ausgebreitet hat, [...] seit etwa 400 Jahren, mitten in seiner glänzenden fortschreitenden Entwicklung allmählich seinem Niedergang und Zusammenbruch entgegengeht.“⁵⁷ Das ist nicht so zu verstehen, als ob Tönnies die Moderne verworfen hätte. Tönnies war alles andere als fortschrittsfeindlich. So zollte er der Erringung der geistigen Freiheit durch Loslösung aus traditionellem Denken und Aberglauben offene Anerkennung und auch den technischen Fortschritt hieß er höchst willkommen.⁵⁸ Gleichwohl erkannte er auch die Kosten, die dieser Entwicklung zugrunde lagen. „Allerdings sehe und fühle ich [...] das graue Elend des heutigen, zumal des großstädtischen Lebens und werde bald von Abscheu und Ekel, bald von anderer tiefer Traurigkeit ergriffen.“⁵⁹ Dieser Charakterzug von Tönnies, den der Philosoph Harald Høffding als „sozialen Pessimismus“ bezeichnete, verschaffte sich aber keine Geltung in einer kühlen Gleichgültigkeit oder einem fatalen Kulturpessimismus gegenüber der sozialen Welt. Vielmehr war Tönnies einer der entschiedensten Sozialreformer der wilhelminischen Ära.

Das tragische Zusammenspiel von Untergangsperspektive und sozialreformerischer Aktivität bei Tönnies kommt besonders deutlich in einem Brief an Høffding vom Mai 1899 zum Vorschein: „Soviel ich weiß, habe ich allerdings in dem Urteile niemals gewankt, daß die gesamte moderne Entwicklung *wesentlich* negativ und [...] kritisch ist, eben wegen des *vorherrschenden* gesellschaftlichen Charakters, der sie notwendigerweise trägt; daß sie also schließlich [...] zum Tode dieser Kultur führen muß. Diese Erkenntnis muß uns aber so wenig hindern, sozial *tätig* zu sein als wir später Grund haben, uns keine großen Aufgaben *individuell* mehr zu stellen, wenn wir klar und deutlich wissen, dass wir über die Blüte unseres Lebens hinaus sind und auf dem absteigenden Aste uns befinden. Im Gegenteil: nun gilt es, unsere Kräfte zusammenzunehmen, Früchte zu sammeln, mit der Zeit sparsam umzugehen usw. Ich meine, wir haben den Boden zu bereiten für eine neue Kultur, die vielleicht erst nach 4 - 500

⁵⁵ Die Abfolge wird am deutlichsten ausgeführt in Ferdinand Tönnies: Der Geist der Neuzeit, in: ders.: TG, Bd. 22, 1932-1936: Geist der Neuzeit, Schriften, Rezensionen, hrsg. v. Lars Clausen, Berlin 1998 hier: S. 1-226.

⁵⁶ Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt 1963, S. 251. Nachdruck der achten Auflage von 1935.

⁵⁷ Tönnies, Ferdinand Tönnies, S. 230.

⁵⁸ Vgl. ebenda.

⁵⁹ Ebenda.

Jahren ihr eigentliches Leben beginnen wird, und wir können ihr keinen besseren Boden bereiten, als wenn wir der gegenwärtigen alten Kultur so viel Gesundheit und Rüstigkeit als irgend möglich, einflößen.“⁶⁰

Solch ernste Modernisierungskritik und Bilanzierung der Kosten und Gewinne des Fortschritts finden sich in gleicher Weise bei Meusel. In der Konfrontation mit dem Perfektibilitätsdenken der Aufklärung brachte er den Kern des tragischen Bewusstseins prägnant zur Geltung. „Der Fortschrittsgläubige [...] war vor der Erkenntnis geschützt, daß alles Erreichen von Werten ein Aufopfern von Werten bedeutete – weil eben das, was zugrunde ging, für ihn kein Wert mehr war.“⁶¹ Die „Zwei-Seelen-Natur alles geschichtlichen Wandels“, schreibt er andernorts, bestehe darin, „daß alles Erreichen von Werten ein Aufopfern von Werten bedeutet und daß sich uns – je nachdem, ob wir Partei für die *siegreichen* oder die *unterlegenen* Werte ergreifen – der gleiche Prozeß als Aufstieg zu höheren Lebensformen oder als Zertrümmerung wertvoller Ordnungen“⁶² erscheinen müsse.

Dass Meusel mit dieser Sicht nicht bloß vertraut war, sondern sie teilte, beweist ein Brief an Tönnies vom September 1925. Darin erklärte er sich mit Tönnies' Anschauungen über den Untergang der europäischen Kultur vollkommen einverstanden. „Wenn ich noch mit ein paar Worten auf die Frage des Alterns bzw. des Absterbens der Kulturen eingehen darf, so teile ich Ihre diesbezüglichen Anschauungen vollkommen. Ich glaube, daß unsere Kultur sich auf dem absterbenden Ast ihrer Entwicklung befindet und daß sie in mancher Hinsicht (allerdings wohl nicht in technisch-organisatorischer) ihre letzten Möglichkeiten bereits erreicht hat.“ In diesem Zusammenhang kam Meusel auch auf die zu beobachtende Einflussnahme der Arbeiterbewegung auf die Geschehnisse des Staats- und Wirtschaftslebens zu sprechen, von der er aber keine Impulse zur Umkehr des prognostizierten Untergangs erwartete, wenigstens solange nicht wie „das Proletariat [nur] [...] als Negativ der Bourgeoisie erscheint“⁶³. Tönnies und sich selbst verglich er mit dem Adel am Vorabend der Französischen Revolution: geistig distanziert, frei von irgendwelchen Vorstellungen, dass sich das zukünftige Geschehen enorm beeinflussen ließe und folglich ohne Absicht etwas daran zu ändern. Dadurch bedingt, nähmen sie gegenüber den kommenden Dingen eine objektivere Position ein, ganz anders als diejenigen, die in ihrem Handeln mit der voranschreitenden Entwicklung verstrickt seien.⁶⁴ Hieran anschließend erörterte Meusel das Problem des Übergangs einer zugrunde gehenden Kultur in eine neue. Dabei ging er auf Oswald Spengler ein. Er kritisierte, dass bei Spengler zu scharf „die Kulturen ohne Verständnis ohne Brüche aufeinanderfolgen, daß die neue *Kulturseele*

⁶⁰ Tönnies an Höffding, 14. Mai 1899, in: Ferdinand Tönnies – Harald Höffding. Briefwechsel. Hrsg. u. komm. v. Cornelius Bickel u. Rolf Fechner, Berlin 1989, S. 64-65, hier: S. 65. Hervorhebungen im Original.

⁶¹ Meusel, Vom „Sinn“ der sozialen Bewegungen, S. 31.

⁶² Ders., Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, S. 88. Hervorhebungen im Original.

⁶³ Beide Zitate nach Meusel an Tönnies, 10. September 1925, Bl. 2.

⁶⁴ Vgl. ebenda Bl. 3.

der anderen völlig verschlossen bleibe“, hielt es aber andererseits für einen tiefen Gedanken, „daß auch das Fortleben der einen Kultur in der anderen ihre Struktur in entscheidender Weise verändern muß.“⁶⁵

Vom hier mit Nachdruck zur Schau gestellten tragischen Bewusstsein war Meusel fünf Jahre zuvor noch weit entfernt, wie eine Kritik an Spengler aus dem Jahr 1920 zeigt. Darin hatte er dessen These vom „Untergang des Abendlandes“ noch auf ein Missverständnis der Zeitumstände zurückgeführt: „[W]as er [Spengler] prophezeien wollte, war der Untergang der abendländischen Kultur überhaupt; was er prophezeit hat, ist der Untergang der bürgerlichen Form der abendländischen Kultur.“ Eine Sichtweise, die sich zu diesem Zeitpunkt unmissverständlich aus Meusels sozialistischer Gesinnung herleitete. „Es ist charakteristisch, wie wenig Verständnis, der mit allen Kulturen Vertraute, für die sozialistische Kraft aufbringt. Und so täuscht ihn sein Bewußtsein: so wird ihm der Untergang der bürgerlichen Kultur zum Untergang des Abendlandes. Wir aber, die wir Sozialisten sind, wir glauben an die Zeugungskraft des Chaos; wir glauben das nach den entsetzlichen Leiden der Uebergangszeit ein neuer Morgen aufdämmt: eine Gesellschaft wird einer neuen Kultur Inhalt und Form geben.“⁶⁶

Die Verschiebung in der Frage des Kulturfortschritts und der Bewertung des Sozialismus als Kulturideal könnte kaum auffälliger sein. Dieser Bruch hat zwei Gründe: Erstens muss das Versagen des Sozialismus in den frühen Jahren der Republik berücksichtigt werden und zweitens die enge Anknüpfung an Tönnies' sozialen Pessimismus, die erst durch die herbe Enttäuschung über die Entwicklungen im sozialistischen Lager ermöglicht wurde. Diese Desillusionierung reflektiert auch Meusels Doktorarbeit, die „Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx“. Der Sichtwechsel wird besonders an der Kritik von Marx' Sozialoptimismus und seiner These einer humaneren sozialistischen Gesellschaft deutlich. Dabei galten Meusels Einwände zunächst nicht dem Zukunftsbild an sich, sondern den Marx'schen Prämissen.

Insbesondere Marx' Glaube an einen technisch-wissenschaftlichen Fortschritt, der das Los der Menschen bessern werde, erschien ihm höchst fragwürdig. Er rechnete nicht mit einer massiven Hebung der materiellen Existenzbedingungen, einerseits weil die Technik einfach zu langsam voranschreiten würde und andererseits jede Neuerung rasend schnell zur Selbstverständlichkeit werde, so dass jedes Streben nach Glück auf technischem Gebiet nicht zu befriedigen sei. Auch erinnerte er daran, dass die Technik gegen den Menschen gerichtet werden könne, wie es der Weltkrieg bewiesen habe.⁶⁷

Einwände forderte auch der Marx'sche Gedanke hervor, dass die industrielle Organisation unter kapitalistischen Eigentumsverhältnissen, „wo der Arbeiter für den Produktionsprozeß, nicht der Produktionsprozeß für den Arbeiter da ist, Pestquelle

⁶⁵ Ebenda Bl. 4.

⁶⁶ Beide Zitate nach Alfred Meusel, Der Untergang des Abendlandes?, in: Republik, 18. Juni 1920.

⁶⁷ Vgl. ders., Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, S. 95f.

des Verderbs und der Slaverie, unter entsprechen Verhältnissen umgekehrt zur Quelle humaner Entwicklung umschlagen muß.⁶⁸ Das dialektische Umschlagen des Wirtschaftslebens in einen immer vernünftiger geregelten Produktionsprozess, den Marx andeutete, sah Meusel unweigerlich in Zusammenhang mit den zeitgenössischen Rationalisierungskonzepten. Während des Weltkrieges erprobt, kamen sie erst in der Nachkriegszeit auf breitem Feld zur Anwendung. Die Beschleunigung von Arbeitsabläufen durch den Taylorismus und die hierdurch verbesserte Arbeitsorganisation führten zur Modernisierung der Produktionsstruktur. Die Arbeitseffizienz steigerte sich: was für den Unternehmer Zeitersparnis bedeutete, ging für den Arbeiter mit einer stärkeren Kontrolle seines Arbeitsverhaltens und einer erhöhten Arbeitsintensität mit zum Teil negativen Folgen für die Gesundheit einher.⁶⁹ Vor diesem realen Hintergrund, den sozialtechnologischen Visionen von Marx und unter Rückgriff auf die Kategorien von Tönnies kam Meusel zu der Einschätzung: „Fassen wir [...] das Verstandesmäßig-Berechnende als das Spezifikum des Gesellschaftlichen im Gegensatz zum Gemeinschaftlichen auf, so bedeutet Sozialismus auf die Spitze getriebene Vergesellschaftung.“⁷⁰ Die hiermit verknüpfte Aussicht, dass sich die Umstrukturierung des Wirtschaftslebens nach Rationalitätskriterien auch auf andere Gesellschaftsbereiche ausdehnen könnte, ließen ihn Zweifel aufkommen, ob dies als wünschenswert zu begrüßen wäre.⁷¹

Nicht zuletzt erhob Meusel auch Einwände gegen die Vision einer klassenlosen Gesellschaft bei Marx, die dieser aus einer Analogie von bürgerlichem und proletarischem Emanzipationskampf abgeleitet hatte.⁷² Meusel mahnte an, dass sich auch in der bürgerlichen Ordnung Reste ständischer Gliederung erhalten haben und scharfsichtig fragte er, ob die Befreiung des vierten Standes nicht zu einer neuen Schichtung führen könne, so wie die bürgerliche Gesellschaft zur Klassengesellschaft geführt habe: „Wer bürgt dafür, daß die Aufhebung der Klassen nicht den Weg bereiten würde für eine andere soziale Schichtung der Gesellschaft, die zwar nicht auf Eigentum oder Nicht-Eigentum an den Produktionsmitteln beruhen würde, [...] aber ebenso drückend empfunden werden könnte wie die alte Klassenteilung.“⁷³ Diese neue soziale Schichtung glaubte er in der Sowjetrepublik bereits im Entstehen: die zwischen arbeitender Bevölkerung und bürokratischen Funktionärsapparat.⁷⁴

Die hier geschilderte Marx-Kritik muss auch im Kontext mit Meusels Vorstellungen einer anzustrebenden sozialistischen Ordnung gesehen werden. Auf diese ging er

⁶⁸ Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1, in: Karl Marx / Friedrich Engels Werke (MEW), Bd. 23, Berlin (Ost) 1962, S. 514.

⁶⁹ Vgl. Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne, Frankfurt a. M. 1987, S. 111-132.

⁷⁰ Meusel, Die Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx [1922], S. 131.

⁷¹ Vgl. ebenda S. 134.

⁷² Vgl. Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“, in: MEW, Bd. 4, Berlin (Ost) 1972, S. 181.

⁷³ Meusel, Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, S. 100.

⁷⁴ Vgl. ebenda S. 100f. u. 72f.

in seiner Dissertation ausführlich ein. Seine Sympathien für die kulturkritischen Erneuerungsideen der Arbeiterjugendbewegung, die von einer spezifischen Auslegung von Tönnies' Gemeinschaftskategorie nicht zu scheiden sind, werden dabei sichtbar. In scharfem Kontrast zu Marx wollte Meusel eine „neue gefühlinnere Bindung der Menschen [...] verwirklichen“, für die Marx' Zukunftsmodell keine Impulse bereithalte. Vielmehr müsse über Marx hinausgegangen werden: „Solche Antriebe sind in der sozialistischen Jugendbewegung vorhanden und entfalten sich in einem [...] Gegensatz zu der Marxistischen Gesellschaftsschau. Indem für die Umwandlung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in die sozialistische weniger die objektiven Kriterien: höchstmögliche Konzentration, steigende Reife der Produktivkräfte, als maßgebend angesehen werden, sondern vielmehr der *dichteste Wert* in der Pflege einer sozialistischen, alle Mitglieder der Gesellschaft in brüderlicher Solidarität umfassenden Wirtschaftsgesinnung gesehen wird, vollzieht sich eine Abkehr von den Marxistischen Gedankengängen.“⁷⁵ Es bleibt für Meusels tragisches Bewusstsein charakteristisch, dass er die einmal in Betracht gezogene Neugestaltung der Gesellschaft wieder relativierte, indem er darauf hinwies, dass sie vermutlich längst zu spät komme, um die modernen Degenerationserscheinungen aufzuhalten.⁷⁶

3. Dissonanzen

In den 1960er Jahre blickte Heberle in einem Aufsatz über Tönnies auf die Anziehungskraft des Altmeisters der Soziologie zurück, die nach dem Ersten Weltkrieg aufkam, „when a younger generation, disillusioned with the present social order and longing for *Gemeinschaft* turned to it [Gemeinschaft und Gesellschaft] with enthusiasm“.⁷⁷ Diese generationsspezifische Tönnies-Rezeption wusste Meusel bereits viel früher als Erklärung für dessen öffentlichen Einfluss heranzuziehen, wobei er das Gemeinschaftsdenken seiner Zeit hervorhob: „Die Sehnsucht nach Gemeinschaft, die in unseren Tagen nicht nur in der Jugend mächtig ist, wengleich aus ihren Reihen vor allem der Ruf nach *Neuer Gemeinschaft* erschallt, ist eine der Ursachen gewesen die *Tönnies'* Werk [...] in den breiten Strom der geistig kulturellen Bestrebungen gerissen hat“.⁷⁸

In einer Rezension von „Fortschritt und soziale Entwicklung“ richtete Meusel die Frage an Tönnies, ob der Übergang von Gemeinschaft in Gesellschaft irreversibel oder ob das gegenwärtige Streben nach Gemeinschaft nicht ein neues Zeitalter einleite, das den Ausgleich von gemeinschaftlichen und individuellen Werten erzielen

⁷⁵ Vgl. ders., Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx [1922] S. 143f. Hervorhebungen im Original.

⁷⁶ Vgl. ebenda S. 145.

⁷⁷ Rudolf Heberle, Tönnies, Ferdinand, in: International Encyclopaedia of the Social Sciences, Bd. 16, New York 1968 S. 98-103, hier: S. 101. Hervorhebungen im Original.

⁷⁸ Alfred Meusel, Bespr. v. Ferdinand Tönnies, Fortschritt und soziale Entwicklung, Karlsruhe 1926, in: ZfGS 83 (1927), S. 380-383, hier: S. 383. Hervorhebungen im Original.

könnte.⁷⁹ Meusel wusste, dass Tönnies diese Frage nie eindeutig beantwortet hatte. Es gab Stellen in seinem Werk, in denen ein Wiederaufleben von Gemeinschaft ausgeschlossen wurde und andere, in denen er genau das Gegenteil anzudeuten schien. Dabei war laut Meusel zu beobachten, dass Tönnies seit der Nachkriegszeit tendenziell eher dazu neigte, eine Wiederbelebung in Betracht zu ziehen.⁸⁰ Vor diesem Hintergrund forderte Meusel ein klares Bekenntnis: „Um so verdienstlicher wäre es, wenn der Autor [Tönnies], der der sozialen Sehnsucht seiner Zeit zur Klärung verhalf, indem er ihr eine Sprache gab, sich zum Problem der Rekonstituierung der Gemeinschaft äußern würde.“⁸¹ Doch Tönnies wich dieser Aufgabe aus und wenn es auch fehlgegriffen ist, in ihm einen „Vorverkünder [...] des Nationalsozialismus“⁸² zu sehen, so ist ihm doch vorzuhalten, dass er der Vereinnahmung seiner Begriffe in reaktionären Kreisen nie entschieden genug entgegenwirkte. Eine bewusste kulturpolitische Klärung – wie Meusel ihm riet – unter Inkaufnahme aller nachteiligen Konsequenzen für die reine Soziologie vermied er zeitlebens.

Doch Meusel kritisierte an Tönnies nicht nur diesen ‚blinden Fleck‘. Für ebenso problematisch hielt er dessen Wissenschaftsgläubigkeit, die besonders in seinen religionsphilosophischen Anschauungen zum Vorschein komme. Tönnies' Prognose, dass sich die Religion im Niedergang befände und eine „neue Religion“, die sich durch den „Glaube[n] an den heiligen Geist der Wahrheit“⁸³ auszeichne, im Begriff des Entstehens sei, hielt er für unbegründet. Tönnies bleibe der Aufklärung verhaftet, wenn er annehme, dass durch wissenschaftliche Erkenntnis religiöse Bedürfnisse befriedigt werden können. Wie aufgezeigt wurde, lag Meusel hier völlig richtig – Tönnies' Wertehorizont orientierte sich am humanistischen Welt- und Wissenschaftsbild des 19. Jahrhunderts. Auch hielt Meusel ihm vor, dass von einer Konvergenz von naturwissenschaftlichem und sozialwissenschaftlichem Denken nicht auszugehen sei. In der Naturwissenschaft sei zwar ein sukzessiver Erkenntnisfortschritt zu konstatieren, umgekehrt gelte dies aber nicht für die Sozialwissenschaft.⁸⁴ Bereits in seiner Dissertation hatte er darauf hingewiesen, dass die Sozialwissenschaft immer mehr soziale Zusammenhänge aufdecken könne, zugleich nehme aber die Einsicht in die Kontingenz der historisch-gesellschaftlichen Entwicklungsverläufe unweigerlich zu: „das

⁷⁹ Vgl. ebenda S. 383f.

⁸⁰ Vgl. ders., Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, S. 80, Fn. 1 u. ders., Vom „Sinn“ der sozialen Bewegungen, S. 33.

⁸¹ Ders., Bespr. v. Ferdinand Tönnies, Fortschritt und soziale Entwicklung, Karlsruhe 1926, S. 383.

⁸² Peter Struve, Ferdinand Tönnies (1855–1936). Zur Würdigung seines sozialphilosophischen und soziologischen Schaffens, in: Zeitschrift für Nationalökonomie (1937) S. 47–60, hier: S. 60.

⁸³ Ferdinand Tönnies, Weltmeinung, Weltliteratur, Weltreligion, in: ders., Fortschritt und soziale Entwicklung, Karlsruhe, S. 119.

⁸⁴ Meusel: Bespr. v. Ferdinand Tönnies, Fortschritt und soziale Entwicklung, Karlsruhe 1926, S. 381.

Ganze verläuft nicht rational, sondern irrational, weil die Mannigfaltigkeit der Anpassungen, Ausweichungen, Überwölbungen, Durchdringungen viel größer ist[,] als wir berechnen konnten“.⁸⁵ Spätestens hier wird deutlich, dass Meusels tragisches Bewusstsein zum Agnostizismus neigte. Nicht ein neues Zeitalter der wissenschaftlichen Vernunft stehe bevor, sondern die Wissenschaft werde zu einem spezialisierten Teilsystem der Gesellschaft, das für die Entstehung neuer Weltanschauungen nicht mehr konstitutiv sei. Diese würden vielmehr auf glaubensmäßigen und irrationalen Lehren fußen.⁸⁶

Wie weiter oben ausgeführt, konnte Meusel an der Diskussion über Demokratie und Naturrecht, die auf dem „Fünften Soziologentag“ stattfand, nicht teilnehmen. Dies hinderte ihn aber nicht daran, im Nachhinein zur Debatte das Wort zu ergreifen. In einem Überblick des Soziologentages deutete er dabei auf zwei Schwachstellen in Tönnies' Idealkonzept einer demokratischen Verfassung hin.⁸⁷ Dieser hatte eine idealtypische Demokratie auf zwanzig Thesen zugespitzt, um aufzuzeigen, was eine Demokratie tun müsse, wenn sie nach größtmöglicher Entfaltung und Stabilität strebe. Eine dieser Grundbedingungen (These 19) sah Tönnies in der Erziehung zu einem demokratischen Gemeinschaftsbewusstsein.⁸⁸ Auch Meusel sah die Ausbildung einer solchen Gesinnung für zweckmäßig an, wies aber darauf hin, dass zwischen der Ausgestaltung der Staatsverfassung und dem Entstehen eines demokratischen Gemeinschaftsbewusstseins kein notwendiger Zusammenhang bestehe. Ein solches Bewusstsein könne auch gar nicht gelernt, sondern müsse gelebt werden.⁸⁹

Noch gewichtiger war Meusels zweiter Einwand: Tönnies versuche, eine „soziale Problematik [...] durch eine politische Formveränderung gleichsam [zu] überlisten“. Dies führe aber nur dazu, das soziale Grundproblem „an einer Stelle weg[zu]drücken“, so dass es „an einer anderen Stelle neu erscheinen“ werde.⁹⁰ Aus dieser Sicht kam es nicht so sehr auf die Veränderungen der Verfassungsorgane an – Tönnies hatte, um ein Beispiel anzuführen, die Schaffung eines direkt gewählten Ephorats angeregt⁹¹ – wichtiger sei, die sozial-ökonomische Basis zu ändern. Das ist nicht so zu verstehen, als ob Tönnies ökonomische Fragen ignoriert habe, vielmehr widmet sich die 18.

⁸⁵ Ders., Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx, S. 103.

⁸⁶ Vgl. ders., Bespr. v. Ferdinand Tönnies, Fortschritt und soziale Entwicklung, Karlsruhe 1926, S. 381.

⁸⁷ Alfred Meusel, Der Fünfte Deutsche Soziologentag, in: ZfgS 84 (1928), S. 156–164.

⁸⁸ Ferdinand Tönnies, Über die Demokratie, in: ders.: Schriften zur Staatswissenschaft, hrsg. v. Rolf Fechner, München 2010, S. 428–454.

⁸⁹ Vgl. Meusel, Der Fünfte Deutsche Soziologentag, S. 157f.

⁹⁰ Ebenda S. 157. Hervorhebungen im Original.

⁹¹ Vgl. Tönnies, Über die Demokratie, S.429f.

These exakt dieser Problematik („Der Demokratische Staat muß reich sein oder werden.“⁹²). Meusel bemängelte aber, dass die Anordnung der Thesen das primäre Abhängigkeitsverhältnis des demokratischen Staates von seinen sozio-ökonomischen Grundlagen verschleierte.⁹³

Wer nach dem Grund der Krise des parlamentarischen Regierungssystems der Weimarer Republik suche, der müsse nach Meusels Auffassung, die sozio-ökonomischen Kräfteverhältnissen untersuchen. Denn die Krise des Parlamentarismus habe ihre Wurzel in einem Gleichgewicht zwischen bürgerlichem und sozialistischem Lager, der das politische System belaste.⁹⁴ Ausgehend von dieser Feststellung, kam der Soziologe auf dem Höhepunkt der Stabilitätsphase der Weimarer Republik zu der äußerst hellsichtigen Prognose, dass um die Demokratie ein „leerer Raum“ im Entstehen sei. So erschien Meusel die „paradoxe Situation sehr wohl denkbar, daß sich die bourgeoisen wie die proletarischen Schichten von der Demokratie zurückziehen – und zwar die einen, weil sie ihnen zu *sehr*, die anderen, weil sie ihnen zu *wenig* im sozialdemokratischen Sinne arbeitet. [...] Dann entsteht ein leerer Raum um die Demokratie, und es ist gewiß, daß sie in diesen über kurz oder lang hinabstürzen wird, wenn gleich es sich noch eine Zeitlang mit der Schwerkraft des einmal Daseienden zu erhalten vermag.“⁹⁵

Zwei Jahre später war dieser leere Raum Realität geworden, das Wiedererstarken der Kommunisten, der Aufstieg des Nationalsozialismus zur Massenbewegung und der Übergang zum Präsidialregime unter Heinrich Brüning führten zum Niedergang der Republik. „Jedes Erreichen von Werten bedeutet ein Aufgeben von Werten“, so hatte Meusel das tragische Bewusstsein erläutert. Jetzt, in der offenen Krise der Weimarer Republik, bestand die Tragik in der Entscheidung, „*ob man Demokrat bleiben will, auch wenn der Sozialismus darunter leidet, oder Sozialist, auch wenn die Demokratie darunter leidet.*“⁹⁶ Vor dieses Entweder-oder gestellt, entschied sich Meusel für den Sozialismus.

Auch im sozialistischen Nachkriegsdeutschland bewahrte sich Meusel einen Zug zum tragischen Bewusstsein, wie aus einer Episode ersichtlich wird, die August Rathmann dokumentierte. Während eines Aufenthaltes seiner Frau, Maria Rathmann, in Westberlin traf sich Alfred mit ihr. Bei dieser Gelegenheit konfrontierte die alte Kieler Freundin Meusel mit den Einschränkungen der politischen Freiheit, der Gleichschaltung und der neuen sozialen Schichtung in Funktionäre und arbeitendes Volk, die sie in Ostberlin beobachtet hatte. Meusels Antwort auf diese Vorwürfe bringt den Hang zum tragischen Bewusstsein ungebrochen zum Ausdruck: Er habe „wesentliche

⁹² Ebenda S. 430.

⁹³ Vgl. Meusel, *Der Fünfte Deutsche Soziologentag*, S. 157.

⁹⁴ Vgl. ebenda S. 157.

⁹⁵ Alfred Meusel, *Zur Problematik der politischen und der sozialen Demokratie*, in: KVS 7 (1928), S. 141-156, hier: S. 153f. Hervorhebungen im Original.

⁹⁶ Ders., *Der klassische Sozialismus*, in: Götz Briefs (Hrsg.), *Die Wandlungen der Wirtschaft im kapitalistischen Zeitalter*, Berlin 1932, S. 36-79, hier: S. 69. Hervorhebungen im Original.

Prinzipien seiner früheren sozialistischen Gesinnung [...] opfern müssen“ und noch weniger könne er leugnen „zur neuen privilegierten Klasse“ zu gehören. Gleichwohl „glaube er, nicht anders handeln zu können, da die Sowjetrussen den Kurs und die Methoden [...] bestimmten“. Immerhin sei „nach Beseitigung des Privatkapitals wenigstens die Möglichkeit gegeben [...], dass hier einmal nach Aufhören des äusseren Zwanges eine menschenwürdige sozialistische Ordnung entstehen kann.“⁹⁷ Von der Sorge für eine gerechtere Zukunft erfüllt, glaubte er, was die Gegenwart betraf, auf die Freiheit verzichten zu müssen. Er irrte.

⁹⁷ August Rathmann, Alfred Meusel in: August Rathmann Nachlass, SHLB, Cb 155: 6, Bl. 1-8, hier: Bl. 7f. Das Datum des Treffens wird nicht angegeben.

Alfred Meusel im Kreis um Ferdinand Tönnies.

Eine Nachbetrachtung.

Von Alexander Wierzock

Wer vor oder nach dem Ersten Weltkrieg an der Universität Kiel studierte und bei dem Soziologen Ferdinand Tönnies eine Veranstaltung besuchte, traf auf einen Professorentyp, der oft als eigenwillig beschrieben wurde und dessen Lehrangebote nur schwer genießbar gewesen sein sollen. Furiose akademische Vorlesungen vor hundert von Studierenden, wie sie befreundete Kollegen wie Werner Sombart oder Max Weber hielten, waren keine Stärke von Tönnies.¹ So berichtet Erich Rothacker in seinen Erinnerungen über Kiel, wo er 1907/08 Philosophie studierte, wie sehr ihn seinerzeit Tönnies beeindruckt habe, doch dieses Lob bezog sich ausschließlich auf den Verfasser von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ und eben nicht auf den Universitätsprofessor. Von diesem heißt es stattdessen, dass er „kein Kolleg zu lesen verstand, sondern vor unseren Augen grübelte und stammelte, meist mit dem Rücken zu uns gekehrt“.² Mit dieser Meinung stand Rothacker nicht allein. Auch Karl Mannheims jüngerer Cousin Ernst Mannheim, der 1923 in Kiel eingeschrieben war, äußerte sich ganz ähnlich. Einerseits war er fasziniert von Tönnies, so dass er ihn gerne an erster Stelle nannte, wenn er von seinen Lehrern sprach, andererseits kommentierte er seine Vorlesungen abschätzig: „Ihn unmittelbar nach dem Essen zu hören, war fatal. Ich wußte, daß ich einschlafen würde, und stützte meinen Kopf so, daß es nicht auffiel, wenn ich wirklich einschlafen sollte.“³

Das Charisma von Tönnies scheint sich eher im persönlichen Austausch entfaltet zu haben, hier lag die Stärke des Soziologen, hier wirkte er anziehend und hier konnte er andere für sich gewinnen. Dies verdeutlicht sehr gut eine nicht näher datierte Episode während eines Sommers in Kiel, an die sich Leopold von Wiese noch viele Jahre

¹ Wobei im Falle Webers die akademischen Vorlesungen auch lange hinter den öffentlichen Reden zurückgeblieben haben sollen, erst später an der Universität Wien kam beides zum Einklang. Vgl. Joachim Radkau, Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, München 2013, S. 709f. Zu Sombarts Vortragstätigkeit – der gerade aufgrund seiner Fähigkeit Säle zu füllen, wie ein „Star“ gehandelt wurde – siehe Friedrich Lenger, Werner Sombart 1863–1941. Eine Biographie, München 2012, S. 180–183.

² Erich Rothacker, Heitere Erinnerungen, Frankfurt a. M., S. 21. In den beiden Semestern in denen Rothacker in Kiel studierte, bevor er weiter nach Straßburg ging, las Tönnies im Wintersemester 1907/1908 zur „Bevölkerungslehre und Statistik“ und im darauffolgenden Semester „Über soziologische Ansichten der Geschichte“. Siehe Verzeichnis der Vorlesungen der Königl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Winter-Halbjahr 1907/08, Kiel 1907, S. 24 u. Verzeichnis der Vorlesungen der Königl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Sommerhalbjahr 1908, Kiel 1908, S. 25.

³ Ernst Mannheim zit. n. Elisabeth Welzig, Die Bewältigung der Mitte. Ernst Mannheim: Soziologe und Anthropologe, Wien / Köln 1997, S. 66.

Alfred Meusel im Kreis um Ferdinand Tönnies. Eine Nachbetrachtung.

später erinnerte. Nach einer Diskussion im Institut für Weltwirtschaft an der Wiese teilgenommen und die bis spät abends gedauert hatte, lud der Institutsdirektor Bernhard Harms „der das Romantische und Unalltägliche liebte“, die versammelten Gäste zu einer Bootsfahrt im Hafen ein. „Als wir auf dem vom Monde bestrahlten Wasser schaukelten“, so Wiese weiter, „stand Tönnies auf und trug einige wundervolle griechische Strophen aus Homers Odyssee frei aus dem Gedächtnis vor – ganz wie Tyrtaeus mit wehenden Locken und in einer echten Begeisterung, die Kräfte gebiert.“⁴ Das war, was Tönnies seine „Gabe“ im „Sprechen“ nannte, die er ganz bewusst vom „im Wie Geschriebenes Sprechen, also Docieren“, abgrenzte. Einem solchen Naturell musste das alltägliche Hochschulgeschäft nur wenig Entfaltungsmöglichkeiten bieten.⁵ Schon als junger Privatdozent stellte denn auch Tönnies, der von ihm wenig geschätzten Universität das Ideal einer im ländlichen gelegenen „Stoa oder Akademie“ entgegen. Alljährlich sollten sich in dieser Einrichtung „20 Adepten für Philosophie“ eine Zeitlang bilden lassen.⁶ Freilich sollte eine solche Anstalt nie umgesetzt werden, aber es gab einen anderen Ort den anvisierten Schülerkreis um sich zu realisieren: den Tönnies'schen Salon.

Dieser Salon, der sich zunächst im abgelegenen Eutin, dann ab 1921 in Kiel formierte, ist ein Stück Soziologiegeschichte, das bisher noch nicht hinreichend entdeckt ist.⁷ Ähnlich wie in Heidelberg bei den später so legendären sonntäglichen Jours von Max und Marianne Weber in der Fallenstein-Villa versammelte sich auch im Hause Tönnies neben arrivierten Kieler Kollegen wie Harms, Otto Baumgarten oder Hugo Prinz eine bunte Schar von meist jungen Gelehrten. Im wechselseitigen Austausch mit Tönnies lernten sie die eben erst im Entstehen begriffene Soziologie von einem ihrer wichtigsten Wortführer aus erster Hand kennen. Der Umgang mit Tönnies war auch noch in anderer Hinsicht für die jungen Wissenschaftler attraktiv, vor allem in der Weimarer Republik als der Soziologe auf einmal vom „Out-“ zum „Insider“ wurde, wie David Lindenfeld so treffend formuliert hat.⁸ Von der Politik, allem voran vom preußischen Kultusministerium, durch die Errichtung von Lehrstühlen und der Vergabe von Lehraufträgen kräftig unterstützt nahm das disziplinäre Projekt der Soziolo-

⁴ Leopold von Wiese, Erinnerungen an Ferdinand Tönnies, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 7 (1955) S. 337–340, hier: S. 338, das vorangehende Zitat ebd.

⁵ Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, 13.6.1887, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek (SHLB), Nl. Tönnies, Cb 54.51. Hervorhebungen im Original. Dieser Brief ist nicht Teil des 1961 veröffentlichten Briefwechsels zwischen Tönnies und Paulsen.

⁶ Siehe hierzu Ferdinand Tönnies an Friedrich Paulsen, 27.3.1881, in: Ferdinand Tönnies, Friedrich Paulsen, Briefwechsel 1876–1908, hrsg. v. Olaf Klose, Eduard Georg Jacocy u. Irma Fischer, Kiel 1961, S. 118–121, hier: S. 120.

⁷ Der Verfasser beabsichtigt hierzu in nächster Zeit eine größere Abhandlung vorzulegen. Eine der ersten Arbeiten, die überhaupt auf diesen Kreis – wenn auch nur in Umrissen – aufmerksam gemacht hat, ist: Detlef Siegfried, Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917–1922, Wiesbaden 2004.

⁸ David Lindenfeld, Tönnies, the Mandarins, and Materialism, in: German Studies Review, 11 (1988) 1, S. 57–81, hier: S. 58.

gie nun Gestalt an und generierte unterschiedlichste epistemische Hoffnungen. Allmählich wurde aus der heftig umstrittenen Disziplin eine Art Modedisch. In dieser Situation mit Tönnies persönlich bekannt zu sein, konnte enorm hilfreich sein, verfügte er doch über gute Beziehungen nach Berlin zu Carl Heinrich Becker, der 1921 sowie von 1925 bis 1930 Kultusminister im Freistaat Preußen war. Zudem war 1922 die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) offiziell wiedererrichtet und Tönnies zum Präsidenten ernannt worden. Bei der Neukonstitution hatte Tönnies zusammen mit Sombart, der in dieser Anfangsphase auch einen erheblichen Einfluss ausübte, durchgesetzt, die DGS im Gegensatz zu der Vorkriegszeit stärker auf eine exklusive Gelehrtenvereinigung auszurichten und den Mitgliederkreis dementsprechend zu limitieren. Ambitionierte Großforschungsprojekte wie sie die frühe DGS etwa mit Max Webers Presse-Enquete angestrebt hatte, waren nicht mehr vorgesehen, der kleine Zirkel sollte sich stattdessen der soziologischen Diskussion verschreiben. Wer in die DGS aufgenommen wurde, unterlag dabei dem geschäftsführenden Ausschuss, einem fünfköpfigen Gremium, dem Tönnies als Präsident der Gesellschaft vorstand. Damit konnte er die personelle Zusammensetzung der DGS steuern und ihm gewogene Schüler kooptieren, was angesichts der begrenzten Mitgliederzahl und der Tatsache, dass die DGS das Fach Soziologie nach außen repräsentierte die wissenschaftliche Stellung eines jungen Wissenschaftlers enorm aufwerten konnte.⁹

Einer der jungen Gelehrten, der sich im Kreis von Tönnies bewegte und von seinen Einflussmöglichkeiten profitieren sollte, war der Soziologe und spätere Historiker Alfred Meusel. Sein Verhältnis zu Tönnies ist Inhalt der folgenden Darstellung, die vor einiger Zeit in der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ veröffentlicht wurde und hier mit freundlicher Genehmigung des Metropol Verlages nahezu unverändert erneut abgedruckt wird.¹¹ Bevor nachfolgend die Wiederveröffentlichung für sich sprechen wird, sei eine überblicksartige Nachbetrachtung gestattet.

Unter den Schülern von Tönnies gehört Meusel, der 1896 in Kiel geboren wurde und 1922 in den wirtschaftlichen Staatswissenschaften bei Harms promovierte, sicherlich zu den bekannteren, vor allem da er nach dem Zweiten Weltkrieg zu den führenden Geschichtswissenschaftlern in der frühen DDR zählte. Sein Lebenslauf, der in jüngster Zeit von den Historikern Mario Kessler und Detlef Siegfried umfassender

⁹ Zur Förderung der Soziologie durch die Politik während der Weimarer Republik am Beispiel des volkreformerischen Programms von Carl Heinrich Becker, vgl. Erhard Stöling, *Akademische Soziologie in der Weimarer Republik*, Berlin 1986, S. 92-95.

¹⁰ Vgl. zur Neukonstitution der DGS in der Weimarer Republik Lenger, Werner Sombart, S. 308-311 und erstmals umfassend auf Grundlage der Auswertung zahlreichen Quellenmaterials Uwe Dörk, *Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) in der Zwischenkriegszeit (1918-1933): Akademische Etablierung unter dem Zeichen elitär-demokratischer Kreisbildung*, in: Stephan Moebius / Andrea Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, Bd. 1: *Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*, Wiesbaden 2017, S. 829-848.

¹¹ Alexander Wierzock, *Tragisches Bewusstsein und sozialer Pessimismus als wissenschaftliche Erkenntnisvoraussetzung: Alfred Meusel und Ferdinand Tönnies*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 62 (2014) 11, S. 901-920.

aufgearbeitet wurde, ist durch die politischen Umbrüche, an denen das 20. Jahrhundert so reich war, zutiefst gekennzeichnet.¹² In jungen Jahren ein Suchender, der geprägt durch ein Auf und Ab an revolutionären Erneuerungshoffnungen, gebrochenem Fortschrittsoptimismus und tragischem Bewusstsein ein ungemein schöpferisches soziologisches Frühwerk hinterließ, mutet der späte Meusel wie ein viel geschmähter „Apparatschik“ an. Denn im Unterschied zu seinem in der Weimarer Republik von Nähe und Distanz erfüllten Verhältnis zum Sozialismus, das parteipolitisch irgendwo zwischen SPD und KPD schwankte, war Meusel in den Jahren des erzwungenen Exils, das er in Großbritannien verbrachte, zu einem überzeugten Kommunisten geworden. Seit 1937 Mitglied der KPD kehrte er 1946 in das Nachkriegsdeutschland zurück, wo er der SED beitrug und nach seiner 1947 erfolgten Berufung zum Ordinarius für Geschichte an Humboldt-Universität zum Wegbreiter einer marxistischen-leninistischen Geschichtswissenschaft wurde. Soziologisch gesehen war Meusel Teil der die DDR ideologisch stützenden Intellektuellenschicht geworden, die er zwanzig Jahre zuvor am Beispiel Sowjetrusslands scharf kritisiert hatte. Doch im späten Meusel nur einen dogmatischen Parteipropagandisten zu sehen, verkürzt die Ambivalenzen seiner Persönlichkeit. Auch später hatte er sich die in jungen Jahren gewonnene Überzeugung bewahrt, dass „alles Erreichen von Werten ein Aufopfern von Werten bedeutet“, was seinem Verhältnis zur DDR unweigerlich ein Element von Tragik beigab und ihn hell-sichtig erkennen ließ, dass er „wesentliche Prinzipien seiner früheren sozialistischen Gesinnung“ diesem System geopfert hatte.¹³

Die Erkenntnis der immanenten Tragik des menschlichen Wesens und damit auch der eigenen Existenz war es, die den jungen Meusel mit Tönnies verband. Spenglers Kulturzyklentheorie, die Ödipussage, die Spannung zwischen Moralität und Fortschritt, sind nur einige der Gegenstände über die sich beide Männer brieflich, aber wohl auch im direkten Gespräch austauchten. Doch es waren nicht nur soziologische und kulturtheoretische Betrachtungen, die gepflegt wurden, wenn Meusel zu Gast im Hause Tönnies war. So schätzte man in diesem Kreis an ihm ganz besonders seine scharfsinnigen politischen Zeitdiagnosen, wie sich Rudolf Heberle – ein häufiger Teilnehmer der Gespräche im Hause Tönnies und später Schwiegersohn der Familie – erinnert.¹⁴ Zuweilen ging es auch sehr heiter zu, was übrigens in Kontrast zum Weber-Kreis steht, wo ein sehr geschraubter Stil kultiviert worden sein soll.¹⁵ Als Tönnies Ehefrau während der Inflationszeit einem Bettler ein großes Loch in der Hose geflickt hatte, amüsierte man sich über Meusels Reaktion: „Oh, Frau Tönnies, nun haben Sie

¹² Vgl. Mario Keßler, Detlef Siegfried, *Alfred Meusel im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik*, in: *Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, 9 (2010) 3, S. 65-80 und Mario Kessler, *Alfred Meusel. Soziologie und Historiker zwischen Bürgertum und Marxismus (1896-1960)*, Berlin 2016.

¹³ Das erste Zitat nach Alfred Meusel, *Untersuchungen über das Erkenntnisobjekt bei Marx*, Jena 1925, S. 88. Das zweite zit. nach Wierzock, *Tragisches Bewusstsein*, S. 920.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 908.

¹⁵ Radkau, Max Weber, S. 436.

ihn seines Kapitals beraubt“.¹⁶ Bei all dem sollte nicht übersehen werden, dass Meusel nie zum engsten Kreis um Tönnies gehörte und zahlreiche Differenzen zwischen beiden bestanden. Überdies trennte ihn von Tönnies auch schlicht und einfach die räumliche Distanz. Seit 1923, in diesem Jahr hatte Meusel eine Assistentenstelle an der Technischen Hochschule Aachen angenommen, beschränkten sich die Besuche auf die Ferien, wenn Meusel für gewöhnlich in die Heimatstadt Kiel zurückkehrte. Hinzu kam, dass Meusel auf die Geselligkeit des direkten Gesprächs einigermaßen verhalten reagierte. Es war ihm immer so, als ob er „im lebhaften Gespräch nur einen Bruchteil, dessen zum Ausdruck“ bringen konnte, was er eigentlich meinte – „und wohl auch diesen Bruchteil nur unvollkommen“, wie er gegenüber Tönnies brieflich die Grenzen seiner eigenen Ausdrucksfähigkeit reflektierte.¹⁷ Wenn persönliche Verhältnisse eine Balance aus Nähe und Distanz ausmachen, so neigte er gegenüber Tönnies, wie seine Korrespondenz mit ihm verdeutlicht, stets zur Distanz. Irgendwelche persönlichen Zudringlichkeiten vermied er peinlichst. Sentimentale Bekenntnisse, wie die eines Otto Neurath, der geneigt war, in Tönnies eine Vaterfigur zu erblicken, die ihm „in Liebe entgegenkam“ und „als moralisches Wesen in seiner Ganzheit Eindruck“ auf ihm machte“, gehörten nicht zu Meusel.¹⁸ Die Umgangsformen blieben respektvoll distanziert, auch nach 15 Jahren Bekanntschaft kam Meusel in der persönlichen Anrede nie über das „Lieber Herr Geheimrat Tönnies“ hinaus, wozu natürlich auch der Altersunterschied von 41 Jahren und die Konventionen der Zeit beitrugen.¹⁹

All das sollte Tönnies aber nicht daran hindern, Meusel wieder und wieder zu fördern. Für wie vielversprechend er den jungen Gelehrten hielt, lässt beispielsweise ein Gutachten erkennen, das Tönnies 1929 als Präsident der DGS im Auftrag des preußischen Kultusministeriums anfertigte. Der preußische Landtag hatte gerade mit großer Mehrheit eine Empfehlung ausgesprochen, neue Lehrstühle für Soziologie zu errichten und das Ministerium wollte nun von der DGS wissen, an welchen Hochschulen geeignete Nachwuchsdozenten zu finden wären.²⁰ Zu den von Tönnies vorgeschlagenen Kandidaten gehörten insgesamt 36 Namen, von denen er wiederum 16 Personen als besonders geeignet nannte, darunter heute noch sehr bekannte Namen wie Hellmuth Plessner, Karl Mannheim oder Arnold Bergsträsser aber nicht zuletzt auch derjenige von Meusel.²¹

¹⁶ Franziska Heberle, Erinnerungen an meine Mutter, in: Tönnies Forum, 10 (2001) 1, S. 15-60, hier: S. 50.

¹⁷ Alfred Meusel an Ferdinand Tönnies, 9.12.1927, SHLB, NI. Tönnies, Cb 54.56:515.11.

¹⁸ Otto Neurath an Ferdinand Tönnies, 6.3.1904, zit. n. Günther Sanders, Otto Neurath. Eine politische Biographie, Wien 2014, S. 44.

¹⁹ Alfred Meusel an Ferdinand Tönnies, 24.7.1935, in: SHLB, NI. Tönnies, Cb 54.56:515.14.

²⁰ Vgl. Alexander Wierzock, Ferdinand Tönnies über den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Soziologie. Eine Denkschrift aus der Zeit der Weimarer Republik, in: Zyklus. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie, 3 (2017) S. 313-322.

²¹ Vgl. Ferdinand Tönnies, Die Berechtigung der Soziologie als akademisches Lehrfach (Denkschrift, gerichtet an das Kultusministerium). Eingel. u. hrsg. v. Alexander Wierzock, in: ebd., S. 323-339, S. 328f.

Zu diesem Zeitpunkt war Meusel einer von vielen so genannten „Bindestrich-Soziologen“, die das Fach Soziologie in Kombination mit einer anderen Disziplin zu lehren hatten. In Meusels Fall war das die Volkswirtschaftslehre. 1923 hatte er an der Technischen Hochschule Aachen habilitiert und war dort Ende 1926 zum Extraordinarius für „Volkswirtschaftslehre und Soziologie“ geworden, etwa vier Jahre später erfolgte an der Hochschule die Ernennung zum Ordinarius – damals war Meusel gerade einmal 34 Jahre alt und damit einer der jüngsten Lehrstuhlinhaber in der Weimarer Republik. Doch zeigte sich Meusel über die Lehrsituation an der Technischen Hochschule einigermaßen unzufrieden, wie er Tönnies im selben Jahr erklärte, der sich wegen eines Lehrauftrags für den Kulturphilosophen und Soziologen David Koigen in Aachen bei ihm erkundigt hatte. Meusel gab Tönnies zu bedenken, dass für einen Soziologen wie Koigen, der sich „auf der Schnittlinie zwischen Philosophie und Soziologie“ bewege, die „Technischen Hochschulen die geringste Chance für eine fruchtbare, pädagogische Wirksamkeit“ bieten würden. Eine Universität würde Koigen dagegen ein ganz anderes Lehrumfeld bieten können. „Denn dort“ – spätestens hier lässt sich Meusels Unzufriedenheit über die eigene Situation heraushören – „ist die Möglichkeit, die hier fehlt: dass nämlich ein Forscher mit spezieller Interessensrichtung einen Kreis von ähnlich oder ebenso Interessierten um sich sammelt.“²²

Dabei rückte für Meusel, je mehr er sich im wissenschaftlichen Raum etablierte, eine Professur an einer Universität in immer greifbarer Nähe. Schon 1926, als die Universität Hamburg einen soziologischen Lehrstuhl eingerichtet hatte, war offenbar von Tönnies unterstützt auch Meusels Name im Gespräch gewesen, wobei letztlich, nachdem Alfred Weber den Ruf abgelehnt hatte, Andreas Walther – anscheinend wiederum durch Einfluss von Tönnies – berufen wurde.²³ Als sich deswegen 1927 an der Universität Göttingen langwierige Verhandlungen über die Wiederbesetzung von Walthers Professur entrollten, schlug Tönnies auch hier Meusel als Kandidaten vor, freilich vergebens, da in Göttingen fakultätsinterne Auseinandersetzungen dazu führten, dass diese Professur wieder der Geschichtswissenschaft zugeordnet wurde.²⁴ Zwei Jahre später stand Meusel auf der Vorschlagsliste der Universität Halle für einen Lehrstuhl für wirtschaftliche Staatswissenschaften und Soziologie, allerdings nur tertio loco hinter Carl Brinkmann und Friedrich Hertz, der am Ende berufen wurde.²⁵

²² Alfred Meusel an Ferdinand Tönnies, 12.12.1930, in: SHLB, NI. Tönnies, Cb 54.56:515.13. Die vorangehenden Zitate ebd.

²³ Eine Unterstützung von Meusel durch Tönnies geht aus dem folgenden Brief hervor: Alfred Meusel an Ferdinand Tönnies, 27.1.1927, SHLB, NI. Tönnies, Cb 54.56:515.10. Dass Walther seine Berufung nach Hamburg Tönnies zu verdanken hatte, wird von Jacoby behauptet. Vgl. Eduard Georg Jacoby, Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies, Stuttgart 1971, S. 251.

²⁴ Vgl. Protokoll-Buch der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen (1926-1930), in: UArch Göttingen, Phil. Fak. III Bd. 8, Bl. 34.

²⁵ Siehe Vorschlagsliste der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Halle, in: Acta Borussica. Neue Folge. 2. Reihe: Preussen als Kulturstaat. Abtl. II. Der preussische Kulturstaat in der politischen und sozialen Wirklichkeit. Bd. 9 Wissenschaftspolitik in der Weimarer Republik. Dokumente zur Hochschulentwicklung im Freistaat Preußen und zu

Diese kurzen Angaben mögen ausreichen, um zu verdeutlichen, dass Meusels Ernennung zum Ordinarius an einer Universität wahrscheinlich früher oder später erfolgt wäre, wenn nicht die Herrschaft der Nationalsozialisten seiner wissenschaftlichen Karriere ein jähes Ende bereitet hätte. Was folgte waren die Entlassung vom Hochschuldienst, die politisch bedingte Verfolgung, Flucht und ein schwieriges Emigranten-schicksal im britischen Exil sowie nach 1945 die Rückkehr in das geteilte Deutschland.

ausgewählten Professorenberufungen in sechs Disziplinen (1918 bis 1933), 2. Halb-Bd., hrsg. v. Hartwin Spenkuch, Berlin / Boston 2016, S. 1075-1077.

Ferdinand Tönnies – ein vergessener Kriminalsoziologe

Von Jürgen Oetting¹

Kriminalität ist eines der Hauptthemen von Ferdinand Tönnies und zieht sich durch sein gesamtes Schaffen. Er legte in fast vier Jahrzehnten etwa 50 Schriften zur Kriminalität und Kriminalstatistik vor, die zum Teil auf eigener Feldforschung beruhten.² Und doch fehlt in kriminologischen und kriminalsoziologischen Schriften fast jeder Hinweis auf seine Arbeiten. Eine Gesamtwürdigung seiner Texte zum Thema steht aus und ist von kriminologischer oder auch kriminalsoziologischer Seite nicht mehr zu erwarten. Wie kam es zu dieser Situation?

Eine erste Erklärung liegt in der spezifischen Ausprägung akademischer Kriminologie in Deutschland. Während in Nordamerika die Fragestellungen der Kriminologie sowie deren Lehre weitgehend als soziologische verstanden werden, Kriminologie und Kriminalsoziologie also fast identisch sind, wird und wurde die Kriminologie vor allem in Deutschland schwerpunktmäßig von Juristen und Psychiatern vertreten.³ Armand Mergen, ein luxemburgischer Außenseiter unter den deutschen Kriminologie-Professoren und selbst Jurist, bemerkte dazu 1964 süffisant: „An den meisten Universitäten gibt es keine Ausbildung in Kriminologie, wohl aber Strafrechtsdogmatiker, die für sich in Anspruch nehmen, Kriminologen zu sein und auch, sozusagen als Draufgabe, die *venia legendi* für Kriminologie besitzen.“⁴ Das hat sich bis heute nicht geändert.

In Lehrbüchern und Übersichts-darstellungen der Kriminologen wird Tönnies fast nie – und wenn doch, allenfalls *en passant* – genannt. So schrieb der Strafrechtler und Kriminologe Günther Kaiser in seinem großen Lehrbuch im Abschnitt „Kriminalsoziologische Frühforschung“ lediglich: „Mindestens seit Tarde und Durkheim in Frankreich, Ferri in Italien und Tönnies in Deutschland, also gegen Ende des 19. Jahrhunderts, liegen auch die ersten Beiträge von Soziologen oder, vorsichtiger, Abhandlungen mit soziologischem Einschlag vor.“ In einer Fußnote wird dann auf Tönnies' „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“ von 1895 verwiesen, ohne inhaltlich darauf

¹ Jürgen Oetting M.A., geb. 1948, Sozialwissenschaftler und Kriminologe.

² Vgl. Uwe Carstens, Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Eine Biographie. 2. Auflage, Bredstedt 2013, S. 116.

³ Vgl. Hans Jörg Albrecht, Lemma *Kriminologie*. In: Günther Kaiser, Hans-Jürgen Kerner, Fritz Sack, Hartmut Schellhoss (Hrsg.), Kleines Kriminologisches Wörterbuch, 3. Auflage, Heidelberg 1993, S. 308-312, hier S. 309.

⁴ Armand Mergen, Kriminologie – morgen. Kriminologische Schriftenreihe aus der Deutschen Kriminologischen Gesellschaft, Band 14, Hamburg 1964, S. 15.

einzugehen.⁵ Einen ähnlichen Umgang der juristischen Lehrbuch-Autoren mit einem Klassiker der Soziologie beobachtete Fritz Sack auf Émile Durkheim bezogen. Nennungen hätten den „Stellenwert von unverbindlichen Bildungsnachweisen, die sich zur Garnierung im Anfangs- und Schlußkapitel kriminologischer Betrachtungen gut verwenden lassen.“⁶

Die Schrift „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“⁷ wurde, mit weiteren zum Thema, 2008 von Rolf Fechner zugänglich gemacht.⁸ Tönnies hatte sie eine „Einleitung in die Kriminal-Soziologie“ genannt⁹, auf die er sich in späteren Arbeiten bezieht.¹⁰ Darum soll diese Schrift hier exemplarisch betrachtet werden. Darin werden erst ein soziologischer Verbrechensbegriff definiert und dann sechs Thesen entwickelt. In den zwei abschließenden Thesen skizziert Tönnies die Aufgaben einer künftigen Kriminal-Soziologie.

Den soziologischen Begriff des Verbrechens bestimmt Tönnies als eine Spezies des juristischen Begriffs der strafbaren Handlung¹¹ und grenzt ihn vom Vergehen ab. Sein Begriff des Verbrechens bezieht sich auf strafbare Handlungen wider natürliches Recht, sein Begriff des Vergehens auf strafbare Handlungen wider positives Recht, das außerhalb des natürlichen steht. Anschließend konzentriert er sich auf so definierte Verbrechen.

Die sechs Thesen¹² besagen:

1. Aus der Kriminalstatistik sind diejenigen Handlungen auszuscheiden, die nicht Verbrechen im soziologischen Sinne sind.
2. Eigentumsverbrechen unterscheiden sich von allen anderen dadurch, dass ihre signifikanten Formen, ausgeübt durch Gewohnheitsverbrecher (von Tönnies häufig auch als auch „Gauener“ bezeichnet), dem regelmäßigen Erwerb dienen.
3. Der „Rückfall“ (nach Verbüßung einer Strafe) beweist, dass die Sanktion die starke Versuchung bestimmter Personen zu Straftaten nicht hemmen könne. Es sei eine soziale Tatsache, „daß nämlich eine unbestimmte Menge von In-

⁵ Günther Kaiser, *Kriminologie*. Ein Lehrbuch. 3. völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage, Müller, Heidelberg 1996, S. 124.

⁶ Fritz Sack, *Probleme der Kriminalsoziologie*, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 12, Wahlverhalten, Vorurteile, Kriminalität, Stuttgart 1969, S. 192-492, hier S. 245.

⁷ Ein Abdruck der Schrift findet sich im Anschluss an diesen Text ab S. 52.

⁸ Ferdinand Tönnies, *Soziologische Schriften 1891-1905*, Herausgegeben von Rolf Fechner. Profil-Verlag, München / Wien 2008.

⁹ Vgl. Tönnies, a.a.O., S. 119-134, hier S. 132.

¹⁰ Vgl. beispielsweise Ferdinand Tönnies, *Probleme des Verbrechens und der Strafe*. In: ders., a.a.O., S. 198-252, hier S. 245 ff.

¹¹ Vgl. a.a.O., S. 119f.

¹² Vgl. a.a.O., S. 132 ff.

dividuen fortwährend auf eine nicht bloß materiell, sondern auch formell unredliche Art und Weise die Mittel ihres Lebensunterhalts oder sogar ihrer Bereicherung erwirbt.“¹³

4. Verbrechen hängen immer (mittelbar oder unmittelbar) mit sozialen Ursachen zusammen. „Insbesondere ist der (etwaige) pathologische Seelenzustand des Verbrechers teils – wie sein gesamter persönlicher Zustand – durch seine Herkunft und seine Erziehung, teils durch die Hemmungen, die er in seinem Kampf ums Dasein erfahren hat, bedingt.“¹⁴
5. Vorderstes Ziel der Forschung ist eine Geographie und Genealogie der Gauener und aller schweren Verbrecher, „in Verbindung mit einer gleichen Beschreibung von Prostituierten, Vagabunden, Wahnsinnigen, Idioten und Imbecillen. D. h. man muß, in möglichst weitem Umfange, von allen diesen Gattungen die biologischen und soziologischen Ursprünge erforschen, um ihre Beschaffenheit daraus abzuleiten.“¹⁵
6. „Die anthropologische Analyse der Gauener und anderen Verbrecher kann nur auf Grund der gleichen anthropologischen Analyse von Rassen, Nationen, Volksstämmen und Familien, zu brauchbaren Ergebnissen führen. Insbesondere sollte ihr ein empirisch-statistisches Studium der Physiognomik vorangehen, das mit zureichender Methode noch niemals unternommen wurde.“¹⁶

Dieser Entwurf einer Kriminal-Soziologie fand keinen Eingang in die deutschsprachige Kriminologie, wohl auch, weil Tönnies zu sehr auf Eigentumsdelikte fokussiert hatte und glücklicherweise, weil er sich nicht deutlich von der biologischen „Positiven Schule“ (Cesare Lombroso, Raffaele Garofalo, Enrico Ferri) abgegrenzt hatte, die während des Nationalsozialismus eine Renaissance erlebte.

Ausgewiesene Kriminalsoziologie gesellte sich überhaupt erst spät zu den Bezugswissenschaften¹⁷ des Faches und mit der hat es eine besondere Bewandnis. Michael Bock vermerkt, „daß es eigentlich nie eine deutsche Kriminalsoziologie gab, sondern immer nur eine Kriminalsoziologie in Deutschland, die von der Rezeption US-amerikanischer Vorbilder lebte. Zentrum dieser Rezeption war zunächst das Forschungsinstitut in Köln mit René König an der Spitze.“¹⁸

¹³ A.o.O., S. 133.

¹⁴ A.a.O.

¹⁵ A.a.O., S. 123f.

¹⁶ A.a.O., S. 124.

¹⁷ Die Kriminologie ist eine interdisziplinäre Wissenschaft, ihre Besonderheit besteht darin, dass die „kriminologische Methode“ eine Zusammenfassung der Erkenntnisse von Bezugswissenschaften ist. Vgl. Hans-Dieter Schwind, *Kriminologie und Kriminalpolitik: eine praxisorientierte Einführung mit Beispielen*. 23. Auflage, Heidelberg 2016, S. 8. – Zu den Bezugswissenschaften zählen die Strafrechtswissenschaft, Psychiatrie und Psychologie, Soziologie und Pädagogik, Ethnologie und Anthropologie.

¹⁸ Michael Bock, *Kriminalsoziologie in Deutschland*. Ein Resümee am Ende des Jahrhunderts,

König hatte bereits 1957 ein Sonderheft der Kölner „Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ mit dem Thema „Soziologie der Jugendkriminalität“ herausgegeben und 1966, als bisher einziger deutscher Soziologe, die „Beccaria-Medaille“ (in Gold) der Deutschen Kriminologischen Gesellschaft (DKG) erhalten. Die DKG war eine Gegengründung zur „Kriminalbiologischen Gesellschaft“, in der bis in die 1960er Jahre hinein, die meisten akademischen Kriminologen Deutschlands organisiert waren.¹⁹ 1968 gab er gemeinsam mit seinem damaligen Assistenten Fritz Sack den wegweisenden Reader „Kriminalsoziologie“²⁰ heraus. Ein Jahr später, 1969, wurde von ihm Band 12 des Handbuchs der empirischen „Sozialforschung, Wahlverhalten, Vorurteile, Kriminalität“ herausgegeben. Darin war der 200seitige Beitrag „Probleme der Kriminalsoziologie“ von Fritz Sack enthalten. Mit diesen Publikationen fand die Kriminalsoziologie Eingang in die deutschsprachige Soziologie und auch die Lehrbuch-Kriminologie.

Der Reader beginnt mit einem kurzen Textauszug aus den „Regeln der soziologischen Methode“ (1895) von Émile Durkheim: „Kriminalität als normales Phänomen“.²¹ Dann folgen ausschließlich Texte US-amerikanischer Soziologen. Deren Kriminalsoziologie wurzelt in der Chicagoer Schule der Soziologie, die sich aus dem Geist des Journalismus speiste²² und wenn überhaupt von einem deutschen Soziologen, dann von Georg Simmel, beeinflusst war. Robert Ezra Park, der Begründer der Chicago-Schule, hatte als Reporter gearbeitet, bevor er sich der akademischen Soziologie zuwandte. Während eines Studienaufenthaltes in Europa war er bei Simmel in Berlin Gasthörer gewesen. Er übernahm dessen auf Alltagsphänomene fokussierte soziologische Betrachtungsweise.²³ 1921 gab Park gemeinsam mit Ernest Burgess den für die Chicagoer maßgeblichen Reader „Introduction to the Science of Sociology“ heraus, der zehn Lesestücke von Simmel enthält und nur eines von Tönnies: „Habit and Customs, the Individual and the General Will“.²⁴

Deshalb ist der Einschätzung des US-amerikanischen Kriminalsoziologen Mathieu Deflem zu folgen: „Thus, the historical fact remains that Tönnies' writings in general,

in: Horst Dreier (Hrsg.), Rechtssoziologie am Ende des 20. Jahrhunderts. Gedächtnissymposium für Edgar Michael Wenz, Tübingen 2000, S. 115-136, hier Seite 119.

¹⁹ Die Kriminalbiologische Gesellschaft war 1927 gegründet und 1951 wiederbelebt worden. Ihre unmittelbare Nachfolgeorganisation war seit 1967 die Gesellschaft für die gesamte Kriminologie. Nach organisatorischen Zwischenschritten ist sie (wie auch die einstige Gegengründung DGK) in die Kriminologische Gesellschaft (KrimG) aufgegangen.

²⁰ Fritz Sack / René König (Hrsg.), Kriminalsoziologie, Frankfurt am Main 1968.

²¹ Vgl. Kriminalität als normales Phänomen. In: Sack / König, a.a.O., S. 3-8.

²² Vgl. Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main 2007.

²³ Vgl. Uwe Krähnke, Georg Simmel (1858–1918), in: Dirk Kaesler (Hrsg.), Klassiker der Soziologie, Band 1, 6. Auflage, München 2012, S. 147-164, hier S. 159.

²⁴ Ferdinand Tönnies, Habit and Customs, the Individual and the General Will. In: Robert E. Park / Ernest Burgess, Introduction to the Science of Sociology, Chicago 1921, S. 100-101.

and particularly his crime studies, have been neglected and that criminological sociology has developed without Tönnies.“²⁵

Der deutsche Reader „Kriminalsoziologie“ hat eine besondere Pointe, denn die in ihm enthaltenen Beiträge galten einem der beiden Herausgeber bereits als überholt, als sie veröffentlicht wurden. Fritz Sack hatte die Zusammenstellung der Texte organisiert, bevor er sich zu einer Forschungsreise in die USA aufmachte. Dort lernte er den damals aktuellen symbolischen Interaktionismus kennen, aus dem der kriminologische Etikettierungsansatz (Labeling approach) resultierte. Danach ist Kriminalität nicht mehr die Qualität einer Handlung, die sich an einer geltenden gesellschaftlichen Norm gemessen als deviant oder delinquent darstellt, sondern das Ergebnis einer Zuschreibung. „Nicht mehr die Bedingungen und Faktoren, die das Verhalten oder die Motive eines Täters beeinflussen oder prägen, sollten kriminologisch von Belang sein, sondern das Handeln der Institutionen der informellen und formellen Verbrechenskontrolle und die hierbei zur Wirkung kommenden Mechanismen von Selektion, Definitionsmacht, Diskriminierung und Stigmatisierung.“²⁶

Sack, der in den folgenden Jahrzehnten als radikaler Verfechter dieses Ansatzes und Begründer einer „Kritischen Kriminologie“ auftrat, versah das Manuskript der „Kriminalsoziologie“ nach seiner Rückkehr mit dem Nachwort „Neue Perspektiven in der Kriminologie“²⁷ mit dem er den ätiologischen Ansatz²⁸ der vorstehenden Beiträge dementierte. Ähnlich argumentierte er ein Jahr nach dem Erscheinen der „Kriminalsoziologie“ in seinem großen Handbuchbeitrag. Darin würdigt er Ferdinand Tönnies aber immerhin in einer Anmerkung als „Ausnahme der älteren deutschen Soziologie in ihrer generellen Abstinenz gegenüber kriminalsoziologischen Fragen.“²⁹

Anlass der Anmerkung ist die, laut Sack, „theoretische Konversion“ vieler Befunde der Kriminologie. Beispielhaft dafür sei die durchaus erkennbare „kriminogene Anfälligkeit“ identifizierbarer Teilgruppen in der Gesellschaft, wie etwa Jugendlichen aus instabilen und nicht intakten Familien. Das hatte Tönnies bereits 1930 in einer Analyse des Verbrechens in Schleswig-Holstein ermittelt³⁰ und es wurde in diversen Untersuchungen anderer bestätigt. Sack weist solche ätiologischen Befunde zurück: „Sie sind Reflex des Inhalts und der Struktur strafrechtlicher Sozialkontrolle.“³¹

Ab den 1970er Jahren wurden die ätiologischen Theorien der US-Amerikaner und auch ihre Weiterentwicklungen kursorisch in den deutschen Lehrbüchern der Kriminologie abgehandelt, der interaktionistische Etikettierungsansatz in moderater Form

²⁵ Mathieu Deflem, Ferdinand Tönnies on Crime and Society: An Unexplored Contribution to Criminological Sociology. In: History of the Human Sciences 12(3):87-116. (Online: <http://deflem.blogspot.com/1999/08/ferdinand-tonnies-on-crime-and-society.html>)

²⁶ Bock, a.a.O. S. 123.

²⁷ Fritz Sack, Neue Perspektiven in der Kriminologie. In: Fritz Sack / René König, a.a.O., S. 431-475.

²⁸ Kriminalätiologie ist die Wissenschaft von den Ursachen des Verbrechens.

²⁹ Sack, Probleme der Kriminalsoziologie, a.a.O., S. 432, Anmerkung 123.

³⁰ Ferdinand Tönnies: Uneheliche und verwaiste Verbrecher, Leipzig 1930.

³¹ Sack, a.a.O., S. 388.

als „Instanzenforschung“ ebenfalls. Das Vorhaben seiner Verfechter, ihn ins Zentrum der Kriminologie zu stellen, ging nicht auf. Eine, auf Fritz Sack zurückgehende, radikale Form des Labeling approach³², die die Existenz von Kriminalität leugnet und nur Kriminalisierung kennt³³ wurde von „Kritischen Kriminologen“³⁴ jedoch in einer sich verselbständigten Kriminal- oder Devianzsoziologie gepflegt, führende Vertreter sind und waren Fritz Sack (zuletzt am Institut für kriminologische Sozialforschung der Universität Hamburg), Helge Peters (Universität Oldenburg) und Heinz Steinert (Universität Frankfurt). Für die interaktionistisch orientierte Richtung blieb die ätiologische Kriminalsoziologie des Ferdinand Tönnies ohne Interesse. Dabei gibt es in ihr bemerkenswerte Hinweise auf Etikettierungsprozesse, die Tönnies aber nicht in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellte:

- „Unter den ‚Messerstechern‘ und anderen ‚Raufbolden‘ aber sind teils rohe und streitsüchtige, bei Zechgelagen leicht reizbare junge Männer, teils überhaupt von Kraft und Uebermut strotzende, aber ehrliche Gesellen, die, wenn sie nicht der Arbeiterklasse, sondern der Aristokratie angehörten, als Duellanten sich höchster Achtung erfreuen und, wenn sie mit studentischen nicht tödlichen Waffen ihre Körperverletzungen begingen, regelmäßig straffrei bleiben würden.“³⁵
- „Die Unempfindlichkeit für den Unterschied des ‚Mein und Dein‘ kann ihrer Anlage nach ebenso für eine angeborene und vererbte Eigenschaft gelten, wie ihr Gegenteil, die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit; in Wirklichkeit wird es immer um Grade des natürlichen Leichtsinns oder Schwersinnes in Bezug darauf handeln. Bei dem armen Manne wird diese Anlage sich leicht zu einer Gewohnheit des Stehlens, bei dem reichen zur rücksichtslosen Habsucht, zur Gewohnheit des Schwindels und Andere ‚übers Ohr Hauens‘ sich entwickeln, ohne daß der letztere strafbar wird.“³⁶

Die Hauptvertreter der interaktionistischen Kriminologie und Kriminalsoziologie sind inzwischen emeritiert, ihre Lehrstühle für Devianzsoziologie wurden gestrichen oder umgewidmet. Der Einfluss der „Kritischen Kriminologie“ auf die Mainstream-Kriminologie tendiert aktuell gegen Null. Die ist weiterhin in der Hand von Strafrechtslehrern.

Erst 48 Jahre nach der „Kriminalsoziologie“, 2016, erschien wieder ein deutschsprachiger, soziologisch orientierter, Reader „Kriminologische Grundlagentexte“.³⁷ In

³² Die als Fehlinterpretation der US-amerikanischen Vorbilder betrachtet wird. Vgl. Michael Bock. *Kriminologie*. 4. Auflage, München 2013, S. 70f.

³³ Vgl. aus neuerer Zeit: Helge Peters / Michael Dellwing (Hrsg.), *Langweiliges Verbrechen. Warum Kriminologinnen den Umgang mit Kriminalität interessanter finden als Kriminalität*, Wiesbaden 2011.

³⁴ Die sich ab 1969 im Arbeitskreis Junger Kriminologen (AJK) organisierten, der 1989 in Gesellschaft für interdisziplinäre wissenschaftliche Kriminologie (GiWK) umbenannt wurde.

³⁵ Ferdinand Tönnies: *Soziologische Schriften 1891–1905*, a.a.O., S. 128.

³⁶ A.a.O., S. 129.

³⁷ Daniela Klimke / Aldo Legnaro: *Kriminologische Grundlagentexte*, Wiesbaden 2016.

ihm gibt es keinen Hinweis auf Tönnies. Es ist weder von kriminologischer noch von devianzsoziologischer Seite zu erwarten, dass der frühe Kriminalsoziologe Ferdinand Tönnies angemessen thematisiert wird. Das bleibt der Tönnies-Forschung überlassen.

Das Verbrechen als soziale Erscheinung.

Von Ferdinand Tönnies

I.

Den soziologischen Begriff des Verbrechens bestimme ich als eine Spezies des juristischen Begriffes der strafbaren Handlung. Es ist nicht zweckmäßig, ihn von diesem Begriffe zu trennen und als einen wesentlich *moralischen* Begriff zu definieren; darum nicht zweckmäßig, weil es unmöglich wäre, zwischen dem weiten Begriffe der unmoralischen Handlung und dem des Verbrechens einen festen und deutlich erkennbaren Grenzstein zu errichten, und weil selbst jener weite Begriff nirgendwo durch eine anerkannte Autorität gesetzlich bestimmt wird.

Die strafbaren Handlungen werden in den wichtigsten neueren Gesetzbüchern nur nach Art und Maß der angedrohten Strafen unterschieden, so daß die leichtesten „Uebertretungen“ (contraventions), schwerere „Vergehen“ (délits), die schwersten „Verbrechen“ (crimes) heißen. Nach einem inneren Merkmale aber zerfallen sie in zwei Kategorien. *Verbrechen* sind Unternehmungen, die einen absichtlich gewollten Bruch der Grundregeln des politischen und sozialen Zusammenlebens enthalten. A. des politischen Zusammenlebens, nämlich einen Angriff auf die Verfassung, auf wesentliche Einrichtungen und Rechte des *Staates* (bezw. der Regierung des Staates); B. des sozialen Zusammenlebens, nämlich einen Angriff auf die Integrität a) der Person, b) des Besitzstandes, c) der Ehre jedes dem Schutze der Staatsgewalt unterstehenden Individuums, auch mehrerer und unbestimmter Subjekte. – *Vergehen* sind teils unabsichtliche Verletzungen jener Regeln und Rechte, teils absichtliche und unabsichtliche *Uebertretungen* von Regeln, die der Gesetzgeber als Bedingungen eines *guten* Zusammenlebens aufstellt; d. h. Verletzungen oder Gefährdungen gemeinsamer oder fremder Interessen und Empfindungen (nicht gemeinsamer und fremder *Rechte*), deren Achtung das Gesetz erheischt.

Mit dem Strafgesetzbuche des Deutschen Reiches verglichen, umfaßt dieser Begriff des Verbrechens fast alle Handlungen, welche dort als Verbrechen bedroht werden, greift aber darüber hinaus auf viele Handlungen, die darin als „Vergehen“ gelten. Hingegen werden in meinem Begriffe des Vergehens ein Teil derer, die das Strafgesetzbuch so bezeichnet, mit einigen „Verbrechen“ und mit „Uebertretungen“ zusammengefaßt. Mein Begriff des Verbrechens bezieht sich auf strafbare Handlungen wider *natürliches* Recht, mein Begriff des Vergehens auf strafbare Handlungen wider *positives* Recht, das außerhalb des natürlichen steht. Jene werden immer und überall von politisch verbundenen Gesamtheiten („politischen Körpern“) als gegen sie gerichtete Feindseligkeiten der Individuen empfunden; in Bezug auf diese (die Vergehen) findet große Variation statt. Jeder gesetzliche Wille einer Regierung kann durch angedrohte Strafen sanktioniert werden, also jede gesetzwidrige Handlung als Vergehen charakterisiert werden. Verbrechen sind nur jene Handlungen, die mit dem Dasein

Das Verbrechen als soziale Erscheinung.

eines politischen Verbandes, mit den Garantien persönlichen Lebens, persönlichen Eigentums und persönlicher Würde in absolutem Widerspruch stehen.

Das Naturrecht in diesem Sinne deckt sich nicht mit der Moral. Die meisten Verbrechen sind zugleich unmoralische Handlungen, aber nicht alle. Die gültige Moral und das moralische Urteil wechselt nach verschiedenen Zeiten viel stärker als das Naturrecht. Ferner sieht das moralische Urteil in Bezug auf die antimoralischen Handlungen viel mehr auf die Motive oder die Gesinnungen, denen sie entspringen; das rechtliche Urteil muß sich an die Thatsache des gewollten Erfolges halten.

Das positive Recht kann aber die Moral in ihr Bereich hineinziehen, und Handlungen, die wesentlich unmoralisch sind, mit Strafe bedrohen, also als Vergehen darstellen. Solche Vergehen werden dadurch, daß sie mit schweren Strafen als manche Verbrechen bedroht werden, nicht selber zu Verbrechen. In diesem Sinne müssen die ehemaligen Delikte gegen die christliche Religion und die Kirche, als Atheismus und Zauberei, beurteilt werden. Sie waren niemals „Verbrechen“, so wenig wie sie es heute sind. Sie waren aber schwere Vergehen nach dem positiven Rechte jener Zeit, wie heute in monarchischen Staaten die Majestätsbeleidigung ein schweres Vergehen ist.

So bestraft auch das geltende Recht heute in allen Ländern Vergehen „gegen die Sittlichkeit“, die nur insoweit Verbrechen sind, als sie eine absichtliche Verletzung der Person oder der Ehre eines Menschen enthalten.

Die pflichtwidrigen Handlungen von *Beamten* sind, wenn auch mit besonders schweren Strafen bedroht, Vergehen und nicht Verbrechen, wenn sie von anderen Personen begangen, nicht Verbrechen sein würden. Es gehört aber zu den gemeinsamen Interessen und Empfindungen politisch verbundener Menschen, daß eine besondere Macht nur ihrem Zwecke gemäß gebraucht, und daß jeder eigennützige Gebrauch außerhalb dieses Zweckes oder gar wider denselben verhindert werde. Man sollte daher bei den besonderen Verbrechen und Vergehen der Beamten unterscheiden, was darin Mißbrauch der Amtsgewalt und was an und für sich ein Verbrechen oder Vergehen ist. So involviert das zu einer unrechtmäßigen Handlung sich bestechen lassen, außerdem daß ein *Beamter* dadurch von seiner Amtsgewalt unerlaubten Gebrauch macht (ein Vergehen), in den meisten Fällen das Verbrechen eines wenigstens *versuchten* Betruges; auch wenn die Handlung der zufällig in den Gesetzbüchern gegebenen Definition des Betruges *nicht* entsprechen sollte.

II.

Diese Erörterung über den *Begriff* des Verbrechens ist darum für das Urteil über die soziale *Erscheinung* des Verbrechens wichtig, weil sie uns eine kritische Stellung zu dem Inhalte neuerer Kriminal-Statistik verleiht.

Diese bezieht sich z. B. im Deutschen Reiche auf Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze. Unter den Vergehen figurieren eine erhebliche Anzahl solcher, die mit *verbrecherischen* Tendenzen nichts gemein haben. Ein charakteristisches Delikt in dieser Hinsicht ist die Verletzung der Wehrpflicht, die auch von den Bearbeitern der Statistik als aus deren Rahmen heraustretend bezeichnet wird. Dies geschieht, weil

regelmäßig wegen dieses Vergehens *Abwesende* verurteilt werden, von denen man nicht einmal weiß, ob alle noch am Leben sind, von denen als Kinder viele mit ihren Eltern ausgewandert sind und die Staatsangehörigkeit rechtsgültig verloren haben. Aber auch die Ursachen der *nicht* erlaubten Auswanderung berühren sich mit Angriffen auf die Verfassung des Staates nicht, oder nur in entfernter Weise. Ebenso ist aber die *Beleidigung* ein Vergehen, das in weitaus den meisten Fällen keine verbrecherischen Absichten kundgibt und an und für sich keinen verbrecherischen Charakter hat. Denn die Anwendung grober und geringschätzender Ausdrücke nimmt einem Menschen nichts von dem Rechtsgute der öffentlichen Achtung und seines guten Namens, dies geschieht nur durch gewisse Arten der Beleidigung, insbesondere durch Verleumdungen, deren Zahl aber aus der großen Zahl der abgeurteilten Beleidigungen sich nicht herauschälen läßt. Auch hat die Strafverfolgung dieses Deliktes wie mehrerer anderer, nämlich des Hausfriedensbruchs, der einfachen und fahrlässigen Körperverletzung der Sachbeschädigung, des Ehebruchs, insofern besondere Voraussetzungen, als hier regelmäßig die Mitwirkung der Betroffenen selber erforderlich ist, um jene Verfolgung herbeizuführen. Eben darin kommt der nichtkriminalistische Charakter bei der Beleidigung, bei der einfachen Körperverletzung und beim Ehebruch zum Ausdruck. Andere Vergehen – außer denen, die nach dem hier vorgelegten Begriffe Verbrechen *sind* – haben diesen kriminalistischen Charakter in vielen Fällen, weil sie mit Verbrechen und mit einer auf Verbrechen gerichteten, vielleicht darauf angewiesenen Lebensweise nahe Berührungen haben; oder weil ihr äußerer Thatbestand dem eines Verbrechens sehr ähnlich ist. Die in beiden Rücksichten merkwürdigsten Vergehen fallen aber, obgleich sie regelmäßig bestraft werden, außerhalb des Planes der deutschen Kriminalstatistik. Die *Bettelei*, weil sie eine „Uebertretung“ ist – während sie im französischen Rechte unter gewissen Umständen als „Vergehen“ gilt –; der *Holzdiebstahl*, weil er nur nach Landesgesetzen abgeurteilt wird. Die Bestrafungen des *Bettelns*, die den lokalen Gerichten anheimfallen, müßten mit allen Fällen bestrafte Diebstahls in denselben Gerichten verglichen werden können, weil hier die Beziehungen zwischen Vergehen und Verbrechen am deutlichsten hervortreten würden; so wäre es ein interessantes Problem, zu untersuchen, ob die strengere Verfolgung des Bettelns den Diebstahl befördere und umgekehrt. Der *Holzdiebstahl* ist darum kein Verbrechen, weil er nicht mit dem Bewußtsein einer Verletzung *fremden* Eigentums zu geschehen pflegt, sondern eine Art von Vindikation alter Gemeinderechte darstellt. Aber auch hier wäre die Beziehung zu dem verwandten Verbrechen des gemeinen Diebstahls von besonderer soziologischer Bedeutung.

Was nun die große Menge der übrig bleibenden Verbrechen und kriminalistisch bedeutsamen Vergehen anbetrifft, so kann die Kriminal-Statistik ihrer Natur nach nur eine beschränkte Auskunft über diese geben. Sie kann nicht die wirklich geschehenen Verbrechen (um von jenen Vergehen ganz abzusehen) registrieren. Von diesen gelangt eine erhebliche Anzahl zu keiner öffentlichen Kenntnis, und zwar viele darum nicht, weil sie nach dem Buchstaben des Strafgesetzes keiner Verfolgung unterliegen. Dahin gehört eine große Menge der Manipulationen, die im Handelsverkehr fortwährend geübt werden. Es bezeichnet die Lage dieser Dinge, daß die Gesetzgebung der

fortgeschrittensten Länder immer neue und erweiterte Versuche macht, durch spezielle Bestimmungen und Strafen die Urheber solcher Manipulationen verantwortlich zu machen. Man erinnere sich der immer noch so unzulänglichen Gesetze gegen Verfälschung der Nahrungsmittel und gegen Warenverfälschung überhaupt; man denke an die neueren Gesetzentwürfe gegen den unlauteren Wettbewerb (*concurrence déloyale*), gegen die Unterschlagungen der Banquiers, die Praktiken der Loshändler u.s.f.

Andere Verbrechen gelangen darum nicht zur öffentlichen Kenntnis, weil sie nicht angezeigt werden. Die verschieden gearteten Gewohnheiten des Volkes sind in dieser wie in anderen Hinsichten niemals erforscht worden. Für gewiß darf gelten, daß z. B. Anzeigen von Verbrechen gegen die „Sittlichkeit“ oft aus Scham unterbleiben, oft aber auch durch begüterte Uebelthäter abgekauft werden. Anzeigen über geschehene Diebstähle und Betrugsfälle werden oft abhängig sein von der Schätzung des Wertes der gestohlenen Gegenstände, mithin durch die Verhältnisse der Bestohlenen sich bedingen; oft werden sie unterbleiben wegen geringer Hoffnung auf Wiedererlangung, oft weil die Ermittlung des Thäters nicht einmal für wahrscheinlich gehalten wird. Von dem ganzen Heere der Hausdiebstähle kommen nach den meisten Rechten nur solche zur Untersuchung, bei denen ein ausdrücklicher *Antrag* des Bestohlenen vorliegt – diese stehen also insofern mit Beleidigungen und den übrigen vorhin genannten Delikten gleich. Ferner werden in *Berlin* z. B. in 30 - 40 pCt. der Fälle von Diebstahlanzeigen regelmäßig die Thäter *nicht* ermittelt. Da die Häufigkeit dieser Erfolglosigkeit in geradem Verhältnisse zur wachsenden *Volkszahl der Städte* stehen dürfte, so ist ihr allgemeines Wachstum zu erwarten, weil ein immer größerer Teil der Volksmenge in großen Städten wohnt; und diese zunehmende Erfolglosigkeit wird vermutlich auf die Neigung, geringere Diebstähle und Betrügereien zur Anzeige zu bringen, dämpfend wirken.

Ueber das Verhältnis, worin die Anzeigen strafbarer Handlungen – darunter freilich auch falsche und irrtümliche – zu Anklagen und Verurteilungen führen, giebt uns die Geschäftsstatistik der Justizbehörden einigen Aufschluß. In *Preußen* (d. h. den alten Departements ausschließlich Köln) wurde von den *Sachen*, die bei den Staatsanwaltschaften *anhängig* waren, in den Jahren 1854–1878 niemals mehr als die Hälfte durch Erhebung einer Anklage erledigt; und dieser Teil sank von durchschnittlich 48,6 pCt. im Jahrfünft 1854/58 auf 39,5 pCt. im Durchschnitte der Jahre 1874/78. – Im Deutschen Reiche wurden während der zehn Jahre 1881–1891 von allen Anträgen und Anzeigen die der Staatsanwaltschaften vorlagen, regelmäßig – mit sehr geringen Schwankungen – etwa 17 pCt. ohne weiteres Verfahren zurückgewiesen, etwa 8 pCt. an andere Behörden abgegeben. Von den beendeten Vorverfahren wurden durch Einstellung des Verfahrens beendet etwa 37 pCt., und zwar ist diese Quote eine leise zunehmende; durch Beschluß des Gerichts auf Eröffnung des Hauptverfahrens nur 43-45 pCt. Die Stetigkeit dieser Proportionen macht allerdings jene Voraussetzung leidlich wahrscheinlich, die schon Quetelet als wesentliche Grundlage unserer statistischen Kenntnisse von Verbrechen und Vergehen hingestellt hat: daß zwischen den bekannten und abgeurteilten Handlungen und der unbekanntem Totalsumme der begangenen ein nur unbedeutendes Schwankungen unterliegendes Verhältnis bestehe

(Quetelet, Ueber den Menschen. Deutsche Uebersetzung. S. 407).

III.

Die Menge der von den Gerichten behandelten Sachen, die Menge der untersuchten Handlungen, die Zahl der Angeklagten, Abgeurteilten und der Verurteilten, alle diese Quantitäten müssen daher als verhältnismäßig durch gleiche Zeiten in gleichen Orten gleichbleibende Maßstäbe für die wirklich geschehenen strafbaren Handlungen gelten.

Unter den strafbaren Handlungen ragen aber einige hervor, teils durch ihre Häufigkeit schlechthin, teils besonders dadurch, daß sie *von denselben Personen* viele Male begangen werden. Mit der Häufigkeit wächst – unter sonst gleichen Umständen – die Wahrscheinlichkeit strafgerichtlicher Behandlung, und durch die subjektive Wiederholung die Wahrscheinlichkeit, dass die begehenden Personen der Verurteilung für ihre Handlungsweise anheim fallen.

Die Thatsache, daß eine gewisse (bekannte) Anzahl von Personen in einem bestimmten Gerichtsbezirke und in einem ganzen Staate, während eines Jahres wegen einer bekannten Zahl strafbarer Handlungen *verurteilt* wurde, muss jedoch von der Thatsache, daß eine (unbekannte) Anzahl von Personen eine (unbekannte) Anzahl von strafbaren Handlungen – in der gleichen Zeit und im gleichen Raum – *begangen* hat, streng unterschieden werden. Die Verurteilungen beziehen sich zwar zum grösseren Teile auf Handlungen des gleichen Jahres, aber zu einem kleineren auch auf frühere geschehene. Die Verurteilungen mehrerer Jahre stehen in einem (unbekannten) Verhältnisse zu den strafbaren Handlungen der gleichen Zeit, aber dieses Verhältnis darf nach vielen Analogien als ein nicht sehr variierendes angenommen werden. Einen viel grösseren Teil machen ohne Zweifel die *verurteilten Personen* von den Personen aus, die solche Handlungen *begangen* haben – eben darum, weil gleichartige Handlungen von den gleichen Personen immer auf's neue begangen werden.

Die *Wiederholung* der gleichen oder ähnlichen strafbaren Handlung entspringt aus erneuter Begierde und erneuter Gelegenheit; wogegen die *Furcht* vor neuer, wenn auch schwererer Strafe um so weniger vermag, je grösser die – mehr oder minder begründete – *Hoffnung*, unentdeckt zu bleiben oder doch nicht überführt zu werden. Bei vielen solchen Handlungen spielt diese Erwägung der *Chancen* schon darum keine oder eine sehr geringe Rolle, weil sie in einem Zustande des heftigen Affektes und sehr häufig unter dem Einflusse berauscher Getränke zu geschehen pflegen. So ist es mit den meisten Sittenverbrechen und Körperverletzungen. Ganz verschieden von diesen beiden wichtigen Kategorien der Verbrechen ist die wichtigste, die der Verbrechen gegen das Eigentum. Deren Ausübung geschieht zwar theils unter dem Einflusse einer starken Versuchung und bei günstigen Gelegenheiten, wo die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung gering ist; zum großen Teile aber geschieht sie als eine Art von *Kunst*, die ihre bestimmten Regeln hat; und ein wesentliches Stück der Kunst besteht eben darin, sich die Chancen der Entdeckung möglichst günstig zu gestalten.

Aus den Statistiken ist nicht zu ersehen, wie viele der wegen *Diebstahls* verurteil-

ten Personen wirkliche Diebe „von Profession“ sind, wie viele dagegen nur bei günstiger Gelegenheit, wenn auch zum oft wiederholten Male, einen Diebstahl begangen haben; zu den letzteren gehören viele Personen, die Bettler „von Profession“ sind und die höchstens als ein „Nebengewerbe“ den Diebstahl betreiben und ihn meistens an kleinen, leicht verkäuflichen oder in eigenen Gebrauch genommenen Gegenständen ausüben. Dazu kommen dann die Anfänger und Lehrlinge in der diebischen Kunst, von denen manche, auch ohne erlittene Strafen, durch die Schwierigkeiten, die Gefahren und die Schändlichkeit der Sache, bei zunehmender Reife des Denkens, abgeschreckt werden und wenigstens Versuche machen, in eine ehrlichere Laufbahn zu gelangen; Versuche, die teils durch Armut, teils durch Einflüsse der Umgebung, teils angeborener, teils erworbener Kameradschaft, erschwert und oft vereitelt werden. Bei einigen solcher Individuen wirkt die Strafe, zumal wenn sie von nicht zu kurzer Dauer und in Isolierhaft vollzogen wird, in derselben Richtung, bei manchen aber auch in umgekehrter Richtung, zumal, wenn jene Bedingungen *nicht* erfüllt sind; fast in allen Fällen aber werden jene *Versuche* durch einmal erlittene Strafen noch mehr erschwert werden.

Wie viele dieser Anfänger später ehrliche Arbeiter werden, lässt sich nicht ermitteln. Denn einmal beweist die Tatsache, daß sie, obgleich noch am Leben befindlich, nicht von neuem vor einem inländischen Gerichte angeklagt werden, nicht mit Gewißheit, daß sie sich keiner strafbaren Thaten schuldig gemacht haben; sie beweist nicht einmal, daß sie sich keines Diebstahls schuldig gemacht haben; selbst wenn aber dies fest stände, so hätten sie sich vielleicht in eines der vielen großstädtischen Gewerbe begeben, die zu schwer nachweisbaren Betrügereien reichliche Gelegenheit geben, z. B. in die Profession des Kellners; ganz abzusehen davon, daß es Erwerbsarten gibt, die, ohne direkt unter das Strafgesetz zu fallen – und wenn sie darunter gestellt werden, doch ohne ein Verbrechen zu begründen – ebenso schmarotzerhaft sind und wirken, wie direkter Diebstahl und Betrug, z. B. die Dienstleistungen für die Prostitution und manche Handelsgewerbe, die nur auf Kosten der Thorheit und Lüderlichkeit der Menschen existieren. Ferner aber begeben sich viele Individuen, zumal jüngere, die sich strafbar gemacht haben, ins *Ausland*, wo ihr Verharren im diebischen oder ihr Uebergang in ein verwandtes Gewerbe noch schwerer sich konstatieren lässt.

Im übrigen wird die Laufbahn des Diebes teils durch länger werdende Freiheitsstrafen begrenzt, die sein Ableben während dieser Strafzeit wahrscheinlicher machen; teils durch den Tod überhaupt, der ohne Zweifel durch die Strapazen des Gefängnislebens, wie durch die unregelmäßige, gehetzte, bald von Hunger und Frost geplagte, bald unmäßig ausschweifende Lebensweise in schmutzigen Winkeln grosser Städte, beschleunigt wird; noch mehr beschleunigt, als der Tod gewerblicher Arbeiter durch lange Arbeitszeiten, ungesunde Werkstätten, Alkoholismus u. s. w. – ferner aber ist die Ausübung der diebischen Thätigkeit in ihrer spezifischen Form, der des *Einbruchs*, durch körperliche Kräfte und Gewandtheit bedingt, – sogar die Hülfsthätigkeit dabei durch die Fähigkeit raschen Entrinnens – so daß ein gewisses Lebensalter und abnehmende Kräfte zum Verzicht auf diese Berufstätigkeit nötigen. Die Neigung dazu und der Geschmack daran möchte in einigem Maße gleichzeitig abnehmen, wie

die gleiche Koinzidenz bei anderen Tätigkeiten zutrifft. Es folgt daraus nicht die Abnahme eines „Hanges zum Verbrechen“ (penchant au crime) schlechthin; dieser angebliche Hang läßt sich schon darum nur in mangelhafter Weise an der *Bevölkerung*, auch an der kriminalfähigen, messen, weil in den höheren Lebensaltern zumal der *freien* Bevölkerung, d. h. außerhalb der Strafanstalten, die zu Verbrechen, insbesondere zum Diebstahl „geneigten“ Individuen wegen ihrer großen Sterblichkeit schwächer vertreten sind. Dazu kommt aber nun, daß auch wegen zunehmenden Alters der Dieb sich in ein minder gefährdetes, oder in ein strafrechtlich nicht erfaßbares Gewerbe zurückzieht. Die *ideale* „Begünstigung“ guter Freunde, die noch im Gewerbe tätig sind, kann nicht angeklagt werden, wenn sie nur in der Gewährung von Obdach und Nahrung, gegen Entgelt und in lebhaftem Interesse für die ausgeführten Coups sich äußert; aber auch die *ideale* Begünstigung ist, nach dem Deutschen Straf-Gesetzbuche, straflos, wenn sie dem Täter oder Teilnehmer von einem *Angehörigen* gewährt worden ist, um ihn der Bestrafung zu entziehen. In anderen Fällen kann sie sich leicht in Formen verstecken, die als „wissentlicher Beistand“ nicht nachgewiesen werden. Ohne eine große Zahl von jenen Individuen, die in der Sprache der Diebe „kess“ heißen (d. i. Diebes-Vertraute), wäre der schwunghafte Gang des Geschäftes in großen Städten nicht wohl denkbar.

IV.

Es wird neuerdings sehr viel verhandelt über den Unterschied von Gelegenheits- und Gewohnheits-Verbrechern. Als Gewohnheits-Verbrecher pflegt man die ganze soziale Schicht zu verstehen, die regelmäßig von den Erträgen des Diebstahls oder des strafrechtlich faßbaren Betruges ihr Leben – fristet oder pflegt. Viel zweckmäßiger nannte eine ältere Literatur diese soziale Schicht die der „Gauener“; denn als Gewohnheits-*Verbrecher* ist man genötigt, auch alle Individuen zu verstehen, die zu wiederholten Malen wegen gefährlicher Körperverletzung oder wegen Sittenverbrechens verurteilt wurden; unter diesen ist zwar ein Teil, der jener sozialen Schicht angehört, keineswegs gilt dies von allen. Unter den Gewohnheits-Sittenverbrechern sind manche Personen (wenn auch unter den bestraften eine geringere Anzahl als unter den wirklichen), die den höchsten Schichten der Gesellschaft angehören, außerdem aus allen Schichten kranke und abnorme Individuen. Unter den „Messerstechern“ und anderen „Raufbolden“ aber sind teils rohe und streitsüchtige, bei Zechgelagen leicht reizbare junge Männer, teils überhaupt von Kraft und Uebermut strotzende, aber ehrliche Gesellen, die, wenn sie nicht der Arbeiterklasse, sondern der Aristokratie angehört, als Duellanten sich der höchsten Achtung erfreuen und, wenn sie mit studentischen nicht tödlichen Waffen ihre Körperverletzungen begingen, regelmäßig strafrei bleiben würden. Gleichwohl betrachtet man mit Recht die Verurteilungen wegen gefährlicher Körperverletzung als ein kriminalistisch merkwürdiges Phänomen, und kann die Individuen, die oft deswegen verurteilt wurden, als „Gewohnheits-*Verbrecher*“ bezeichnen; aber es ist klar, daß hier die Wiederholung, zumal da, wo sie nicht mit anderen Verbrechen oder der Gaunerei zugethanen Gewerben zusammenhängt, anders verursacht und anders begrenzt ist. Sie beruht nicht in einem spezifischen

Stande und Milieu der Verbrecher, sondern in weit größerem Umfange in individuellem Naturell und Charakter; sie begründet keinen Erwerbszweig und keine spezifische Lebensweise, wenn sie auch hier und da mit solchen verknüpft ist; in diesem Sinne sind die Körperverletzungen, die von Zuhältern der Prostitution begangen werden, ein für sich zu betrachtendes Phänomen.

Auch der gemeine – „einfache“ – Diebstahl ist ein Verbrechen; aber auch dessen oft wiederholte Begehung und die wiederholte Bestrafung dafür, macht nicht jeder Täter zu einem Verbrecher in dem Sinne, der diesem Worte jetzt gegeben und auch durch das Prädikat „unverbesserlich“ ausgedrückt wird; dieses Prädikat ist durchaus zweideutig, je nachdem es auf die mögliche Zerstörung vereinzelter über Neigungen und Gewohnheiten, oder auf die Umwandlung des ganzen Menschen, d. i. seiner wesentlichen Willensrichtung sich bezieht. Auch der Begriff des „geborenen“ Verbrechers ist in derselben Hinsicht der Kritik ausgesetzt. Die Unempfindlichkeit für den Unterschied des „Mein und Dein“ kann ihrer Anlage nach ebenso für eine angeborene und vererbte Eigenschaft gelten wie ihr Gegenteil, die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit; in Wirklichkeit wird es immer um *Grade* des natürlichen Leichtsinns oder Schwersinnes in Bezug darauf sich handeln. Bei dem armen Manne wird diese Anlage sich leicht zu einer Gewohnheit des Stehlens, bei dem reichen zur rücksichtslosen Habsucht, zur Gewohnheit des Schwindels und Andere „übers Ohr Hauens“ sich entwickeln, ohne daß der letztere strafbar wird. Beide können geborene Verbrecher heißen; aber beide sind es nicht in dem Sinne, daß sie dazu prädestiniert wären, der „Verbrecherwelt“, den „gefährlichen Klassen“ anzugehören; auch nicht, daß sie jemals gesonnen wären, wesentlich durch Diebstahl oder Betrug zu leben; sondern sie wollen das Gewerbe betreiben, das sie gelernt haben; das des einen – etwa der Pferdehandel oder die Gesinde-Agentur – giebt zum Erwerbe auf Kosten Anderer reichliche Gelegenheit; das des Anderen – etwa die Tischlerei – führt ihn oft in fremde und reiche Häuser, wo er der Versuchung, einen überflüssigen silbernen Löffel unter seinem Wams zu verbergen, nicht widerstehen kann; wenn er nach jeder Bestrafung seinen Wohnort wechselt, so kann er um so eher dem Strafrichter wegen „Diebstahls im wiederholten Rückfall“ vorkommen. Er ist sonst vielleicht ein fleißiger und tüchtiger Mann; auch widersteht er, so lange als Not, Krankheit in der Familie, Verschuldung ihm fern bleiben; aber durch einmalige Bestrafung herabgekommen, kann er sich nicht wieder erheben. Die Not wiederholt sich, die Unredlichkeit wiederholt sich. Ein „geborener“ Verbrecher, ein „Gewohnheits-Verbrecher“, ein „Unverbesserlicher“. Und doch zugleich nichts als „Gelegenheits-Verbrecher“. Darum ist auch jene Einteilung Ferri's, der sich Lombroso angeschlossen hat, unzulänglich [sie unterscheiden geborene, Gewohnheits-, Gelegenheits- und Leidenschafts-Verbrecher]. Der erste Unterschied im Verhältnisse des Menschen zu bestimmten Handlungsweisen liegt darin, ob sein Wille mehr passivisch davon bestimmt wird oder mehr aktivisch darauf gerichtet ist. Gewohnheiten können auf der einen wie auf der anderen Grundlage beruhen. In Bezug auf die einzelne Begehung eines Verbrechens entspricht der Unterschied dem von Culpa und Dolus; in Bezug auf Gewohnheiten ist er begrifflich nicht ausgebildet worden. Von *Verbrechen* schlechthin wird aber weder ein Wille passivisch angezogen, noch ist er aktivisch darauf gerichtet – außer in wenigen Fällen, und

außer insofern verbrecherische Tätigkeit von einer Art mit den übrigen Arten zusammenhängt oder sie als Folgen nach sich zieht. – Die Gattung, in betreff deren jener Unterschied ausgeprägt vorliegt, ist die der Eigentums-Verbrechen. Der großen Menge gelegentlicher und habitueller Diebe und Betrüger steht die engere Gruppe der eigentlichen *Gauner* gegenüber. Diese ist nicht fest begrenzt gegen jene; aber sie ist noch viel weniger begrenzt gegen scheinbar ehrliche, d. h. nicht direkt verbrecherische Gewerbe, von denen oben die Rede gewesen ist; deren Träger dem Strafrichter vielleicht garnicht, vielleicht als einmal bestrafte, mithin als „gebesserte“ Verbrecher bekannt sind und die als friedliche „Geschäftsleute“ zu der „Gesellschaft“ gehören, die gegen jene „unverbesserlichen“ Gewohnheits-Verbrecher geschützt werden soll. – Wenn aber hier von gelegentlichen und habituellen Betrügern wie von ebensolchen Dieben geredet wird, so ist doch die Differenz offenbar. Der Betrug erfordert seiner Natur nach einen aktiveren, bestimmteren Willen, als der gewöhnliche Diebstahl, von dem sich in dieser Hinsicht seine ausgezeichneten Arten, als Einbruchs-Diebstahl, Taschen-Diebstahl, Laden-Diebstahl und andere, abheben. Jener ist also an und für sich schon – gleich diesen Arten des Diebstahls – für das Gaunertum charakteristisch. Er unterscheidet sich aber auch dadurch von allem Diebstahl, daß er *innerhalb* bestimmter gewerblicher Tätigkeiten – besonders des Handels und der persönlichen Dienste – ausgeübt werden kann und sehr oft ausgeübt wird. Dennoch ist dieser gewohnheitsmäßige Betrug von den Arten des Betruges, worin das *Gaunertum* sich bethätigt, als soziale Erscheinung in der Regel verschieden.

V.

So ist überhaupt das Verbrechen als soziale Erscheinung zweierlei:

1. Einfacher und unmittelbarer Ausdruck gewisser Zustände, als: großer Ungleichheit der ökonomischen und moralischen Lage, wie sie durch das ländliche und industrielle Proletariat, einer Herren-Klasse gegenüber, bezeichnet wird; spezieller Not durch Mißernte, Teuerung, Arbeitslosigkeit; individueller durch Krankheit, Verwitwung, Verwaisung; ferner im allgemeinen: eines heimatlosen, zumal vagierenden Lebens; besonders unter Stammfremden; des Gegensatzes der Rassen, der Sprache, der Gewohnheiten und Denkweisen; andererseits aber in einem homogenen Volksteile, teils urwüchsiger, in ihrem Kerne nicht verbrecherischer Sitten, teils entfesselter Roheit, die der Genuß alkoholischer Getränke besonders fördert; endlich aber sind besonders die sexuellen Verbrechen Ausdruck einer physisch-moralischen Entartung der Individuen, die selber in mannigfachen sozialen Zuständen und daraus sich entwickelnden Lebensweisen und Gewohnheiten der Individuen selber, mehr aber ihrer Aszendenten, zu beruhen pflegt. Das Verbrechen dieser letzten Art ist nur eine *Begleitung* der sozialen Erscheinung psychischer Erkrankungen.
2. Ist aber das Verbrechen komplizierter und mittelbarer Ausdruck aller dieser sozialen Zustände. Das Gaunertum rekrutiert sich daraus, soweit es nicht aus sich selbst erneuert. Während jenes – das überwiegend kleine und planlose Verbrechen – mit der Zerrüttung der Volks-Gemeinschaft und der Proletarisierung der Massen

sich fortwährend vermehrt hat, ist dieses – das nur eine der Formen des sozialen Schmarotzertums darstellt – wie es scheint, durch Jahrhunderte in annähernd gleichem Verhältnisse zur Volks-Menge geblieben, da die anderen Formen des sozialen Schmarotzertums leichteres Wachstum haben. Das Gaunertum, ehemals überwiegend ohne festen Wohnsitz, ist im Laufe dieses Jahrhunderts mehr und mehr spezifisch großstädtisch geworden. Seinen historischen Kern bilden wohl überall volksfremde, nicht assimilierte, wandernde Elemente: in Deutschland polnische Juden und Zigeuner, mit denen sich frühzeitig Elemente verbinden, die den *verachteten Gewerben* angehören, und teils volksfremden Ursprunges sind, teils uneheliche Kinder, entlassene Soldaten und deren Kinder, Bediente großer Herren, und große Herren selber, die sich durch Spiel und andere Laster ruiniert haben. Endlich vereinigt das Gaunertum in sich die Deklassierten aller Volksschichten – „vom verdrängten Thronerben mit dem Stern auf der Brust, vom verabschiedeten Offizier, vom abgesetzten Geistlichen, vom abgebrannten Bürger an bis zum elendesten Bettler“ (Avé-Lallemant, das deutsche Gaunertum, Bd. 2, S. 3). Ebenso bildet sich unterhalb der Clans in mehr primitiven Kulturen – wie in Indien – aus den Verstoßenen ein Räuber-Clan, „zusammengeschweißt unter den verbundenen Einwirkungen mannigfacher Zufälle und Interessen, gemeinsamen Mißgeschickes, eigentümlicher Neigungen und Gewohnheiten, besonders aber drückender Not“ (Sir Alfred Lyall, Asiatic Studies p. 161).

VI.

Die hier vorgetragene Einleitung in die Kriminal-Soziologie will ich in folgenden Thesen zusammenfassen und bündig ergänzen.

1. Aus der *Statistik* strafbarer und abgeurtheilter Handlungen wie Personen müssen diejenigen ausgeschieden werden, die nicht mit Verbrechen *im soziologischen Sinne* zu thun haben.
2. Verbrechen in Bezug auf das Eigentum unterscheiden sich von allen anderen dadurch, daß ein großer Teil, und gerade die signifikantesten Formen von Personen begangen werden, die einen regelmäßigen Erwerb daraus zu gewinnen versuchen, oder gewohnt sind.
3. Der „Rückfall“, d. h. die erneute Bestrafung wegen der gleichen strafbaren Handlung, hat eine ganz und gar *verschiedene* Bedeutung, je nach den Subjekten, die ihm unterliegen. Er beweist *entweder*, daß die *auch erlittene* Strafe so wenig als die bloß vorgestellte, starke Begierden oder Leidenschaften gewisser Individuen, bei starker Versuchung, zu hemmen vermag; und die urkundliche Thatsache des Rückfalles charakterisiert diese Individuen, wesentlich in *psychologischer* Richtung. *Oder* der Rückfall beweist nur äußerlich und accidentell, eine *soziale* Thatsache in Betreff einzelner Individuen, die an und für sich feststeht: daß nämlich eine unbestimmte Menge von Individuen fortwährend auf eine nicht bloß materielle, sondern auch *formell unredliche* Art und Weise die Mittel ihres Lebensunter-

halts oder sogar ihrer Bereicherung erwirbt. In diesem Fall ist der „Nicht-Rückfall“ keineswegs ein Beweis der „Besserung“; vielmehr macht er es wahrscheinlich, daß die *Polizei* in Beobachtung der gefährlichen Klasse nicht scharf und stark genug ist.

4. Die Verbrechen hängen, auch als psychologische Phänomene, mit sozialen Ursachen zusammen. Insbesondere ist der (etwanige) pathologische Seelenzustand des Verbrechers teils – wie sein gesamter persönlicher Zustand – durch seine Herkunft und seine Erziehung, teils durch die Hemmungen, die er in seinem Kampfe ums Dasein erfahren hat, bedingt. Der gesamte Zustand des professionellen „Gauners“ ist *unmittelbarer* Ausdruck seines sozialen Zustandes; dieser ist daher ein besonderer Gegenstand der soziologischen Wissenschaft, die ihn zu beschreiben und zu erklären hat. Dieselbe Aufgabe liegt ihr in Bezug auf das *Verbrechen als soziale Erscheinung* in einem anderen Sinne ob. Insoweit, als dessen Erklärung auf den Bestand des Gaunertums hinführt, geht sie in die Erforschung von Thatsachen und Ursachen *dieser* Erscheinung über. Außerhalb ihrer sind dem „Verbrechen“ lauter relativ-zufällige „Verbrecher“ korrelat, deren Urheberschaft teils in ihrer individuellen Beschaffenheit, teils ihrer sozialen Lage beruht; ihre individuelle Beschaffenheit geht aber zum Teile wieder nachweislich auf soziale Zustände allgemeiner und spezieller Art zurück. Die *allgemeinen* Ursachen, die das Verbrechen fördern oder hemmen, müssen mit den *besonderen* Ursachen, die das Gaunertum fördern oder hemmen, verglichen werden; außerdem aber die Ursachen der einzelnen Verbrechen unter einander.
5. Das erste Ziel der Forschung sollte eine *Geographie* und *Genealogie* der Gauner und aller schweren Verbrecher sein, in Verbindung mit einer gleichen Beschreibung von Prostituierten, Vagabunden, Wahnsinnigen, Idioten und Imbecillen. D. h. man muß, in möglichst weitem Umfange, von allen diesen Gattungen die biologischen und soziologischen Ursprünge erforschen, um ihre Beschaffenheit daraus abzuleiten.
6. Die *anthropologische* Analyse der Gauner und anderen Verbrecher kann nur auf Grund der gleichen anthropologischen Analyse von Rassen, Nationen, Volksstämmen und Familien, zu brauchbaren Ergebnissen führen. Insbesondere sollte ihr ein empirisch-statistisches Studium der *Physiognomik* vorangehen, das mit zureichender Methode noch niemals unternommen wurde. Auf derselben Grundlage bedarf die „science des rapports du physique et du moral“ die durch Cabanis und einige andere Physiologen mit Glanz begonnen wurde, der Erneuerung und des Ausbaues durch Hinzufügung der „rapports du milieu social“ mit der Einheit physischer und moralischer Phänomene.

Aussagen von Ferdinand Tönnies

Zusammengestellt (nicht chronologisch) von
Uwe Carstens

Ausnahmsweise soll hier ein Zitat des Juristen und Soziologen Niklas Luhmann den Aussagen von Ferdinand Tönnies vorangestellt werden:

„Bei allen Perlen der Philosophie, die man auf diesem Gebiet bewundern kann, wird man sich als Soziologe fragen, welche ursprüngliche Verschmutzung sie erzeugt haben mag.“

(Zur *ontologischen Metaphysik*, 1997)

Die Aussagen des Philosophen und Soziologen Ferdinand Tönnies sollen dazu anregen, entweder den angegebenen Text weiterzulesen, oder erstaunt zur Kenntnis zu nehmen, daß man bestimmte Sachverhalte nicht präziser ausdrücken kann.

Die Auswahl folgt nicht zwingend einer Logik und ist äußerst subjektiv.

Ferdinand Tönnies:

Zwei Zeitalter stehen mithin, um diese gesamte Ansicht zu beschließen, in den großen Kulturentwicklungen einander gegenüber: ein Zeitalter der Gesellschaft folgt einem Zeitalter der Gemeinschaft. Dieses ist durch den sozialen Willen als Eintracht, Sitte, Religion bezeichnet, jenes durch den sozialen Willen als Konvention, Politik, öffentliche Meinung. Und solchen Begriffen entsprechen die Arten des äußeren Zusammenlebens.

(*Gemeinschaft und Gesellschaft*, 1988 (zuerst 1887), S. 215)

Wissenschaft ist ihrem Wesen nach rationalistisch. Der große Sinn der kritischen Philosophie besteht darin, der Wissenschaft dies zum Bewußtsein zu bringen, also sie auch ihrer Schranken bewußt zu machen. Die bedeutendste Schranke ist die, daß sie das Lebendige nur mangelhaft in ihre Formen spannen kann.

(*Die Sitte*, 1909, S. 92)

Nur ein Denken, das die menschlichen Dinge, Ereignisse und Entwicklungen streng unter dem Gesichtspunkte auffaßt, daß sie im ganzen und im einzelnen gleich anderen

Dingen und Ereignissen der Natur beurteilt werden, also in ihrer Notwendigkeit erkannt werden müssen, wird auch den historischen Tatsachen wissenschaftlich gerecht werden.

(Geist der Neuzeit, 1935, S. 205)

Die Soziologie ist in erster Linie eine philosophische Disziplin.

(Wege und Ziele der Soziologie, 1911, S. 17)

Die Soziologie erschließt für diese Disziplin, wie für die Universalgeschichte, das philosophische Prinzip eines streng wissenschaftlichen und – sofern es dasselbe bedeutet – rationalistischen Urteils; die Ausscheidung also aller mythologischen, theologischen Überlebens, die unbedingte Anwendung des Denkgesetzes der natürlichen Kausalität, also den Anschluß an die Naturwissenschaften.

(Soziologie und Geschichte, 1914, S. 58)

Es war ein Fortschritt der Statistik, den ihre konservativen Meister bekämpfen, daß sie mit Vorliebe Zahlen in Tabellenform brachte und so ihre Vergleichbarkeiten förderte. Aber die Proteste dagegen haben insofern Recht behalten, als diese Tabellenstatistik die Statistik des alten echten Sinnes untergraben und beinahe der Vergessenheit preisgegeben hat.

(Die Statistik als Wissenschaft, 1920, IV.)

Das wesentliche Merkmal ist vielmehr der einmütige Wille der gesamten Menschheit insofern als er auf dauernden Frieden gerichtet denkbar ist. Dieser Wille kann auch die in größtem Ausmaß vollzogene Einigung nur als ein Provisorium betrachten, man muß sich daran genügen lassen, die Entstehung von Kriegen unwahrscheinlicher zu machen, d.h. deren Ursachen so sehr als möglich zu dämpfen.

(Einführung in die Soziologie, 1931, S. 119)

In diesem Sinne ist also die öffentliche Meinung das Subjekt der Moralität [...] So gedeutet setzen wir für die Öffentliche Meinung in moralischer Anwendung auch „das sittliche Bewußtsein“ ein.

(Einführung in die Soziologie, 1931, S. 421)

Die Zukunft der öffentlichen Meinung ist die Zukunft der Kultur. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Macht der öffentlichen Meinung fortwährend zunimmt und ferner zunehmen wird. Ebenso ist es gewiß, daß sie immer mehr von unten her beeinflußt, verändert, zuweilen aufgewühlt wird.

(Kritik der öffentlichen Meinung, 1922, S. 569)

Nichtsdestoweniger hat die öffentliche Meinung, als welche die Moral der Gesellschaft in Ausdrücke und Formeln bringt, und dadurch auch über den Staat erhaben werden kann, entschiedene Tendenzen, diesen zu drängen, seine unwiderstehliche Macht zu gebrauchen, um alle zu zwingen, das Nützliche zu tun und das Schädliche zu unterlassen: Erweiterung des Strafgesetzbuches und Ausdehnung der Polizeigewalt scheinen ihr die richtigen Mittel zu sein, um den üblen Neigungen der Menge zu begegnen.

(Gemeinschaft und Gesellschaft, 1988 (zuerst 1887), S. 214)

Man hat oft dem deutschen Volke, unter Anerkennung seiner anderen glänzenden Fähigkeiten, den politischen Verstand abgesprochen; und leider haben gerade die neueren Ergebnisse und Erlebnisse des Reiches nur allzuviel Grund für diese Kritik gegeben.

(Der Gang der Revolution, 1919, S. 9)

„Umsturz“ ist so wenig das Ziel eines wissenschaftlich geläuterten Sozialismus, wie Vernichtung des mütterlichen Lebens das der ärztlichen Kunst sein kann.

(Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege, 1926, S. 149)

Der Hitler wird uns sagen, er wisse von alledem nichts – wovon weiß er was? Ich habe immer nur Redensarten und Prahlereien in den Schriften, die von dieser Seite kamen, gefunden.

(Sie wissen nicht, was sie tun, 1932, S. 6)

Die NSDAP ist eine Partei, die keine Partei sein will und doch eine sein muß, eine Partei, die einen Ausländer, der unsere Verhältnisse gar nicht kennt, zum Führer hat, einen Mann, den ein unklares, schwärmerisches, auf Unkenntnis der Wirklichkeit beruhendes Denken auszeichnet, der mit seinem schwachen Geiste sich einbildet, Probleme zu lösen.

(Schleswig-Holsteiner, hört!, 1932, S. 1)

Ich setze das Wesen der Demokratie darin, daß das Volk, d.h. die Gesamtheit der Bürger, nicht als große Menge, sondern als einheitliches Organ des von ihm selbst gewollten Staates sich wisse, seine Führer nach seinem Willen bestimme und über sie verfüge.

(Demokratie und Parlamentarismus, 1927 (SSK, S. 53)

Der Staat ist oft als eine Gesamtheit von Familien vorgestellt worden. Das ist aber nicht der wirksame umwälzende Begriff des Staates, der seit vier Jahrhunderten mehr und mehr in den Vordergrund der Entwicklung getreten ist. Dieser ist vielmehr ein Gebilde, das aus der Übereinkunft, also aus gemeinsamen Willen vieler einzelnen Individuen entspringt.

(Einheitsstaat oder Bundesstaat?, 1919, S. 52)

Der Liberalismus aber ist, seinem allgemeinen Charakter nach, politische Form der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, politischer Ausdruck der kommerziellen Lebenstendenzen.

(Der Nietzsche-Kultus, 1897, S. 19)

Insofern als die Arbeiterklasse agiert, so ist sie frei: und ihre Arbeit ist nur die Realisierung ihres Kontraktes, also Tausches, den sie aus erkannter Notwendigkeit vollzieht. Aller Tausch (und zwar Verkauf) ist aber die Form selber des Willküraktes, während der Handel seine materielle Vollkommenheit ist. Demnach ist die Arbeiterklasse halb frei.

(Gemeinschaft und Gesellschaft, 1988 (zuerst 1887), S. 69)

So liegt dem Begriffe des Eigentums der Begriff des Besitzes zugrunde, als der weitere Begriff, der kein Gesetz, weil keinen Staat voraussetzt, daher auch im Völkerrecht seine natürliche Bedeutung hat. Eigentum gibt es nur innerhalb des Staates, denn es ist der vom Gesetze als Eigentum anerkannte Besitz.

(Das Eigentum, 1926, S. 9)

Die Vorstellungen der Menschen von Sicherheit sind Vorstellungen eines Ruhezustandes [...] Das Gefühl der Sicherheit ist ein Gefühl der Ruhe, der Gemütsruhe, und wer es gewonnen hat, ist beruhigt.

(Das Versicherungswesen in soziologischer Betrachtung, 1917, S. 603)

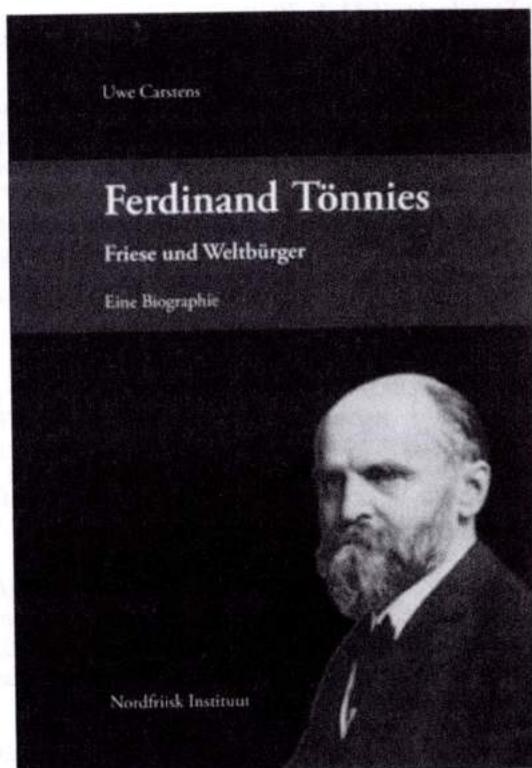
Wie Träume, wache und schlafende, oft für den einzelnen Menschen eine sein Wollen und Leben bestimmende Kraft entfalten, so bewähren die Religionen unendliche Kräfte im sozialen Leben.

(Einführung in die Soziologie, 1931, S. 307)

Die Gemeinde des Geistes muß ein Vorbild edler und strenger Sitte sein, und im Sinne einer geistig-sittlichen Wiedergeburt mit Erfolg zu wirken.

(Neue Botschaft, 1936, ungedruckt)

Die FTG macht auf folgende Bücher aufmerksam



Zweite überarbeitete und aktualisierte Auflage der Tönnies Biographie, die 2013 erschienen ist.

Uwe Carstens:
Ferdinand Tönnies – Friese und Weltbürger. Eine Biographie

416 S., zahlr., z.T. farb. Abb. Gebunden mit Schutzumschlag.
Verlag Nordfriisk Instituut, Bräist / Bredstedt 2013,
ISBN 978-3-88007-381-4
Preis: 29,80 EUR



Ferdinand Tönnies: Gesamtausgabe (TG) Band 5. Schriften

Herausgeber: Bärbel und Uwe Carstens

Verlag: De Gruyter / Gruyter, Walter de GmbH
ISBN-13: 9783110158380
ISBN-10: 3110158388
Preis: 249,00 EUR

Erscheint voraussichtlich im April 2018

In den Jahren 1900 bis 1904 tritt Ferdinand Tönnies mit zahlreichen thematisch ganz unterschiedlichen Arbeiten an die Öffentlichkeit. Im Zentrum seines Interesses steht in dieser Zeit die soziale Entwicklung in Deutschland und die damit verbundenen Auseinandersetzungen mit den darin involvierten staatlichen Institutionen. Wie auch in früheren Schriften vertritt er die Interessen der abhängig Beschäftigten. Anhand der von ihm benannten und mitbegründeten Soziographie gelingt es Tönnies nachdrücklich seine Thesen zu belegen und eindrucksvoll darzustellen. Insbesondere in seiner

Schrift Politik und Moral benannte Tönnies einige Voraussetzungen einer spezifisch modernen Ethik. Sie müsse, so Tönnies, Egoismus und Vernunft, aber auch private und öffentliche Moral miteinander verbinden. Der „moralische Gerichtshof“ – wie er es nannte – sollte für den Einzelnen sein aufgeklärtes, selbständiges Gewissen sein. Dieses werde geprägt durch das „öffentliche Gewissen“, das seinerseits wiederum auf der wissenschaftlichen Logik beruhen solle. Somit basierten bei Tönnies Individual- und Sozialethik auf einem aufgeklärten Rationalismus, der damit zum Garant für die Lösung der sozialen Frage gemacht wurde. Die in den Jahren 1900 bis 1904 entstandenen Schriften weisen bereits die Grundzüge der späteren großen Monographien von Ferdinand Tönnies auf.

Schriftenreihe der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V.

Bücher der Schriftenreihe der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e. V., herausgegeben von Prof. Dr. Wilfried Röhrich.

Folgende Bände sind bisher erschienen:

Band 1: Ferdinand Tönnies, Die Tatsache des Wollens. Aus dem Nachlass herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Zander, Berlin 1982, 128 S.

Band 2: Wilfried Röhrich (Hrsg.), Vom Gastarbeiter zum Bürger. Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1982, 97 S.

Band 3: Wilfried Röhrich (Hrsg.), Aspekte der Kritischen Theorie, Berlin 1987, 89 S.

Band 4: Cornelius Bickel und Rolf Fechner (Hrsg.), Ferdinand Tönnies – Harald Höfding: Briefwechsel, Berlin 1989, 339 S.

Band 5: Carsten Schlüter und Lars Clausen (Hrsg.), Renaissance der Gemeinschaft? Stabile Theorie und neue Theoreme, Berlin 1990, 256 S.

Band 6: Rolf Fechner und Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.), Existenz und Kooperation. Festschrift für Ingrid Görland zum 60. Geburtstag, Berlin 1993, 315 S.

Band 7: Lars Hennings, Familien- und Gemeinschaftsformen am Übergang zur Moderne. Haus, Dorf, Stadt und Sozialstruktur zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel Schleswig-Holsteins, Berlin 1995, 183 S.

Band 8: Rolf Fechner und Herbert Claas (Hrsg.), Verschüttete Soziologie. Zum Beispiel: Max Graf zu Solms, Berlin 1996, 307 S.

Band 9: Uwe Carstens und Carsten Schlüter-Knauer (Hrsg.), Der Wille zur Demokratie. Traditionslinien und Perspektiven, Berlin 1998, 475 S.

Band 10: Frank Osterkamp, Gemeinschaft und Gesellschaft: Über die Schwierigkeiten einen Unterschied zu machen, Berlin 2005, 458 S.